



RUHRSTAHL



7 JULI
1960
4 W 5991 E

Werkzeitschrift

Nur für Betriebsangehörige



Titelfoto:

Rheinstahl-Hauptversammlung

Unsere Muttergesellschaft, die Rheinischen Stahlwerke, hielten am 5. Juli in der „Lichtburg“ zu Essen ihre 80. ordentliche Hauptversammlung ab. Rund 120 000 Aktionäre — unter ihnen jedoch kein sogenannter Großaktionär — sind Eigentümer dieses Konzerns. Mehr als 1000 Aktionäre kamen selbst zur Hauptversammlung, um den Rechenschaftsbericht des Aufsichtsrats und Vorstandes über das Geschäftsjahr 1959 entgegenzunehmen. Unser Foto, ein Ausschnitt aus dem Aktionärpublikum, zeigt, mit wie großem Ernst und Interesse die Vorgänge auf der Hauptversammlung von jedem einzelnen verfolgt werden.

Foto: Ahlborn

Rücktitel:

„Der Kriegsruf“

Es gibt noch Menschen, denen der Dienst am und für das aktive Christentum höher steht als das Streben nach materiellem Gewinn, nach Wohlstand und Behaglichkeit. Zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter trifft man sie — die Männer und Frauen der Heilsarmee — auf den Plätzen und volkbelebten Straßen unserer Städte. Sie stehen im Kreis zusammen, sie singen ein Lied und musizieren zum Lobe des Herrn; sie halten Andacht inmitten des vorüberflutenden Stroms der Passanten; sie sind Streiter Gottes, deren „Kriegsruf“ unsere Herzen erreichen will. Und viele Passanten verweilen, aber ob aus Neugier oder innerem Bedürfnis — wer weiß das?

Foto: Ahlborn

Der Tank- und Garagenwart des Annener Gussstahlwerks Georg Schuchart ist seit 1913 Mitarbeiter dieses Ruhrstahl-Werks.

In jedem unserer Werke gibt es Menschen, die so etwas wie die Seele des Betriebes sind: Stets sind sie freundlich und hilfsbereit, sind zumeist „alte Hasen“, die auch in mißlichen Stunden ihren Humor bewahren. Jeder kennt sie, und sie kennen jeden. Georg Schuchart ist einer dieser Menschen. Vor 47 Jahren begann er in Annen als Schlosserlehrling und war nach 1918 lange Jahre Putzer. 1932 gehörte er zu den Mitbegründern der damals freiwilligen Werksfeuerwehr, der er auch heute noch angehört.

Foto: Ahlborn

Führungswechsel bei RUHRSTAHL

Es war im gewissen Sinne ein historischer Augenblick für die Ruhrstahl AG, als unser langjähriger Aufsichtsratsvorsitzer Wilhelm Scheifhacken auf der Ruhrstahl-HV am 27. Juni sein Mandat niederlegte und der Hauptversammlung die Wahl unseres bisherigen Vorstandsvorsitzers Kurt Schmitz in den Aufsichtsrat vorschlug. Es war ein Moment, der sinnfällig die erstrebenswerte Kontinuität in der Leitung eines großen Unternehmens symbolisierte, die allein Gewähr ist für die Fortsetzung der einmal als richtig erkannten Unternehmenspolitik.

Mit Wilhelm Scheifhacken, der unserer Gesellschaft seit dreißig Jahren verbunden ist, schied ein Mann aus dem aktiven Dienst an unserem Unternehmen aus, dessen beruflicher Werdegang noch geprägt war von der Unternehmergestalt des legendenumwobenen, Sparsamkeit übenden August Thyssen. Wilhelm Scheifhackens Verdienste um die Ruhrstahl AG würdigte der Aufsichtsrat mit der Verleihung des Titels „Ehrenvorsitzer der Ruhrstahl AG“.

Am 27. Juni legte auch Kurt Schmitz den Vorsitz im Vorstand der Ruhrstahl AG nieder und wurde am selben Tage zum Vorsitz des Aufsichtsrates unserer Gesellschaft gewählt. Aber auch durch seine Tätigkeit im Rheinstahl-Vorstand wird er der Ruhrstahl weiter eng verbunden bleiben. An seine Stelle in unserem Vorstand trat jetzt Dr. Ludwig Hecker. Möge dem neuen Vorsitz der Erfolg seines Vorgängers treu bleiben.

*

Als Dir. Schmitz nach seiner Wahl zum Aufsichtsrat seinem Amtsvorgänger Dir. Scheifhacken dankte, erinnerte er an die Jahre, als vor dreißig Jahren beide gemeinsam im Vorstand der damals gerade erst von den Vereinigten Stahlwerken gegründeten Ruhrstahl AG tätig waren. Es war eine Zeit der Krise. Produktion und Umsatz der jungen Ruhrstahl AG erreichten damals nur knapp 20% des normalen Standes! Der Wiederaufbau der Ruhrstahl AG nach 1945 war Neubeginn. Die Werke Gussstahlwerk Gelsenkirchen, Gussstahlwerk Witten und Gussstahlwerk Oberkassel wurden aus dem alten Ruhrstahl-Verband herausgelöst; die Henrichshütte, zerstört und zur Demontage vorgesehen, schien damals ebenso zur völligen Stilllegung verdammt wie das restlos demontierte Annener Gussstahlwerk. In den erhalten gebliebenen Betrieben der Presswerke Brackwede ruhte die Arbeit. Keine Aufträge. Das Petersberger Abkommen von 1949 brachte die Streichung der Henrichshütte von der Demontageliste. Der Aufbau konnte beginnen, aber es war ein steiniger Weg.

An all dies erinnerte Dir. Schmitz den scheidenden AR-Vorsitzer Scheifhacken, der während zweier entscheidender Phasen – in der Krise nach 1930 und in den Jahren des Wiederaufbaus nach 1951 – an entscheidender Stelle die Geschicke unseres Unternehmens beeinflusst hat. Die Thyssenschen Grundsätze der Sparsamkeit haben in Wilhelm Scheifhacken einen konsequenten Verfechter gefunden, zum Wohle der Ruhrstahl AG.

*

Der wirtschaftliche Erfolg eines Unternehmens ist stets das Ergebnis einer Gemeinschaftsleistung. An ihr haben Aufsichtsrat, Vorstand und Belegschaft ebenso Anteil wie die Aktionäre, die das Kapital zur Verfügung stellen, das dem Unternehmen die Produktion erst ermöglicht. Ohne Kapital keine Investitionen. In diesem Licht gesehen gewinnt auch unsere Zugehörigkeit zu den Rheinischen Stahlwerken eine besondere Bedeutung.

Die Bilanz des Erfolges sollte uns nicht vergessen lassen, daß es ein Erfolg gemeinsamer Arbeit ist, an dem wir alle, die wir zur Ruhrstahl gehören, beteiligt sind, gleichgültig, wo unser Platz im großen Räderwerk des Unternehmens ist. So sind denn auch die Ausführungen von Dir. Schmitz auf der Hauptversammlung Ausdruck erfolgreicher Zusammenarbeit, an der jeder von uns seinen Anteil hat. Nach knapp zehnjährigem Wiederaufbau – seit Neugründung der Ruhrstahl AG 1951 – konnten 305 Mill. DM für Investitionen ausgegeben werden. Seit 1951 ist die Rohstahlkapazität von 30 000 t auf 65 000 t im Monat angewachsen; die Grobblechproduktion konnte von 15 000 t auf 40 000 t im Monat gesteigert werden, um nur zwei besonders markante Beispiele herauszugreifen. Es muß ein schönes Gefühl für den scheidenden Vorstandsvorsitzer gewesen sein, als er auf der Hauptversammlung über das Geschäftsjahr 1960 berichten konnte:

„Im laufenden Geschäftsjahr hat die günstige Konjunktur angehalten. Die Roheisenerzeugung der Henrichshütte wurde weiter gesteigert. Sie beträgt gegenwärtig 38 000 t im Monatsdurchschnitt.

Das Stahlwerk wird in den nächsten Monaten seine maximale Leistung von 65 000 t erreichen. Das Blechwalzwerk ist voll ausgelastet.

Das Geschäft in Schmiedestücken, Stahlguß und Grauguß hat sich weiter belebt. Unsere Eisengießerei und Stahlgießerei sind voll beschäftigt. Schmiede- und Preßwerk verfügen noch über eine Leistungsreserve. Das gleiche gilt für die Anlagen zur Herstellung von rollendem Eisenbahnzeug.

Die Werke Annen und Brackwede stehen als Zulieferanten der Investitionsgüterindustrie im Sog der dort herrschenden guten Konjunktur. Auch unsere Tochtergesellschaft, das Gussstahlwerk Oberkassel, hat seit Anfang dieses Jahres die Stahlflaute überwunden.

Die Beschäftigung in nahezu allen Bereichen der Ruhrstahl-Werke berechtigt zu einer günstigen Beurteilung der wirtschaftlichen Entwicklung in den nächsten Monaten.“

Ein uns allen erfreulich klingender Ausblick, letzter Rechenschaftsbericht eines um die Ruhrstahl AG verdienten Vorstandsvorsitzers.

RUHRSTAHL WERKZEITSCHRIFT

Nr. 7 Juli 1960

Aus dem Inhalt:	Seite
Portrait der Arbeit: Der Tankwart	2
Redaktionskommentar: Führungswechsel bei Ruhrstahl	3
Ruhrstahl-Hauptversammlung	4/5
Rheinstahl-Hauptversammlung	6/7
Messe in Posen	8–10
Kulturelle Einheit Deutschlands	11
Über Mitbestimmung und Selbstbestimmung	12/13
Annener Gussstahlwerk: Neues Ledigenheim	15
Ruhrfestspiele: Eröffnung und Sonderveranstaltungen	16/17
Ruhrfestspiele: „Macbeth“—Reportage einer Probe	18/19
Annener Ledigenheim: Nach Schichtschluß	20
Ruhrstahl-Ehrenvorsitz für Dir. Scheifhacken	21
Presswerke Brackwede: Pensionäre besuchten das Werk	23

Herausgeber: Ruhrstahl Aktiengesellschaft, Witten

Redaktion: Dipl.-Volkswirt Heiko Philipp
(z. Z. verreist), Vertr. H. Ahlborn,
Witten-Annen, Stockumer Straße 28, Telefon 69 11
Nebenanschlüsse 74 34/74 32

Fotos: Werkzeitschrift Ahlborn (21); Philipp (9);
Schonefeld (1); Rosemarie Pierer, Hamburg (1);
Privat (1)

Klischees: Proll & Co. OHG, Bochum

Druck: C. Hundt sel. Wwe., Hattingen

Auflage: 16 700

Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

Ruhrstahl-Hauptversammlung

Am 27. Juni, vormittags um 11.30, eröffnete der Vorsitz der Ruhrstahl-Aufsichtsrates, Hüttendirektor i. R. Scheifhacken, auf der Schulerburg bei Hattingen die Hauptversammlung unserer Gesellschaft für das Geschäftsjahr 1959. Mit einer Präsenz von 44 639 300 DM waren 97,04 % des 46 Mill. DM betragenden Aktienkapitals vertreten.

Die Hauptversammlung erteilte Aufsichtsrat und Vorstand der Ruhrstahl AG ohne Diskussion, Gegenstimmen oder Enthaltungen Entlastung für ihre Tätigkeit im Geschäftsjahr 1959.

Die Verwaltung der Ruhrstahl AG stellte den Antrag auf Erhöhung des Grundkapitals um 11,5 Mill. DM auf 57,5 Mill. DM. Eine solche Erhöhung des Grundkapitals unserer Gesellschaft im Verhältnis 4:1 (auf vier alte Aktien entfällt das Bezugsrecht für eine neue Aktie) wird notwendig, um die Finanzierung der vielfältigen Investitionsvorhaben sicherzustellen. Die Kapitalerhöhung erfolgt in Übereinstimmung mit einer entsprechenden Kapitalerhöhung unserer Muttergesellschaft, der Rheinischen Stahlwerke. Die Kapitalerhöhung der Ruhrstahl AG entspricht in ihren Bedingungen – die jungen Aktien werden zu einem Kurs von 180 % und halber Dividendenberechtigung für 1960 den Ruhrstahl-Aktionären angeboten – der Kapitalerhöhung der Rheinischen Stahlwerke. Damit werden die freien Aktionäre der Ruhrstahl AG nicht schlechter gestellt als diejenigen Ruhrstahl-Aktionäre, die seinerzeit ihre Aktien in Rheinisch-Aktien umgetauscht haben.

Mit dem Ende der diesjährigen Ruhrstahl-Hauptversammlung legte der langjährige Vorsitz unseres Aufsichtsrates, Hüttendirektor i. R. Wilhelm Scheifhacken, sein Mandat nieder. Er stellte den Antrag, den mit dem gleichen Tage ausscheidenden Vorsitz der Ruhrstahl-Vorstandes, Hüttendirektor Kurt Schmitz, an seiner Stelle in den Aufsichtsrat zu wählen. Die Hauptversammlung billigte diesen Antrag einstimmig.

In Würdigung seiner großen Verdienste um den Wiederaufbau der Ruhrstahl AG nach dem Kriege wurde dem ausscheidenden AR-Vorsitz der Titel „Ehrenvorsitz der Ruhrstahl AG“ auf Lebenszeit verliehen. In einer Sitzung im Anschluß an die Hauptversammlung wählte der Ruhrstahl-Aufsichtsrat sein neues Mitglied Dir. Schmitz zu seinem neuen Vorsitz. Nach dem Ausscheiden von Dir. Schmitz aus dem Ruhrstahl-Vorstand übernahm der am 1. September 1959 in den Vorstand eingetretene Dr. jur. Ludwig Hecker den Vorsitz in diesem Führungsgremium unserer Gesellschaft.

Wie schon in den vergangenen Jahren ergänzte Direktor Schmitz auch auf der diesjährigen Ruhrstahl-Hauptversammlung die Ausführungen in unserem Geschäftsbericht durch einen Lagebericht der westdeutschen Stahlindustrie und der Ruhrstahl AG. Dir. Schmitz zeichnete noch einmal den Verlauf des Stahljahres 1959 nach. Hierzu sagte er im einzelnen:

„Produktion und Absatz der westdeutschen Stahlindustrie im Jahre 1959 wurden durch zwei gegenläufige Konjunkturphasen bestimmt. Die Stahlflaute, die Mitte 1958 eingesetzt hatte, erreichte im I. Quartal 1959 ihren Höhepunkt.

Die Stahlindustrie hatte bekanntlich die Produktion eingeschränkt, um den Lagerabbau bei Handel und Verbrauchern zu fördern und auf dem Stahlmarkt wieder ein gesundes Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage herzustellen. Diese Bemühungen wurden im Frühjahr 1959 durch mehrere nahezu gleichzeitig einsetzende Vorgänge begünstigt. Die Bauwirtschaft konnte bei milder Witterung ihre volle Produktionskraft bereits sehr früh ausnutzen. Auf dem internationalen Stahlmarkt belebte sich das Geschäft im Hinblick auf den drohenden Stahlarbeiterstreik in den USA. Das Exportgeschäft zog daher kräftig an. Damit waren wichtige Voraussetzungen für einen Konjunkturschwung gegeben. Die Belebung, die im II. Quartal 1959 einsetzte, erfaßte im Laufe des Jahres fast alle westdeutschen Industriezweige mit hohem Stahlbedarf.

Nach Wiederaufnahme der Produktion in den monatelang bestreikten nordamerikanischen Stahlwerken normalisierte sich der europäische Stahlexportmarkt allerdings wieder sehr rasch. Der damit verbundene Rückgang des Auslandsgeschäftes fiel aber

wegen der inzwischen überaus lebhaften Inlandskonjunktur in Westdeutschland kaum mehr ins Gewicht.

Die Erholung im Laufe des Jahres 1959 war so nachhaltig, daß sich die Gesamterzeugung von Roheisen, Rohstahl und Walzwerkserzeugnissen im Jahre 1959 gegenüber dem Vorjahr um mehr als 10 % erhöhte, und in diesen Erzeugnissen Spitzenleistungen der Nachkriegszeit erreicht wurden.

Die Wandlung der Konjunktur wird deutlich, wenn man den schlechtesten und den besten Produktionsmonat im Berichtsjahr miteinander vergleicht. Die Zunahme beträgt dann bei Roheisen 34 %, bei Rohstahl 22 % und bei Walzstahl 38 %.

Diese Aufwärtsentwicklung hat sich im Jahre 1960 verstärkt fortgesetzt. Mit einer Erzeugung von 2,1 Mio t Roheisen, 2,8 Mio t Rohstahl und 1,9 Mio t Walzstahlfertigerzeugnissen im Durchschnitt der Monate Januar bis Mai wurden neue Produktionsrekorde erzielt.“

*

Entsprechend der großen Bedeutung der Walzstahlerzeugung für die Henrichshütte als Grobblecherzeuger großen Stils ging Dir. Schmitz in seinen Ausführungen besonders auf die Lage am Walzstahlmarkt ein:

„Die Nachfrage nach Walzstahlerzeugnissen auf dem Inlandsmarkt ist im zweiten Halbjahr 1959 im einzelnen nicht gleichmäßig verlaufen. Auf Grund der guten Beschäftigung der Bauwirtschaft und der Fahrzeugindustrie waren Stabstahl, Walzdraht und Feinbleche zunächst am stärksten gefragt. Die Belebung bei Grob- und Mittelblechen setzte erst später ein.

Das lebhafte Inlandsgeschäft kam nicht allein den deutschen Walzwerken zugute; in zunehmendem Maße bezogen deutsche Verbraucher und Händler Walzprodukte aus anderen Ländern der Montanunion und aus dritten Ländern. Die Walzstahlein-führungen bewegen sich seit einiger Zeit in der Größenordnung von 200 000 t – 220 000 t/Monat. Ihr Anteil an der westdeutschen Marktversorgung beträgt rund 15 %.

Seit Beginn der Konjunktur lagen die monatlichen Auftragseingänge insgesamt über den Lieferungen der Walzwerke. Hierdurch sammelte sich ein Auftragsbestand an, der mit etwa 6,5 Mio t gegenwärtig rein rechnerisch einer Beschäftigung für 3½ Monate entspricht.“

Die Bedeutung der Lagerhaltung bei Verbrauchern und beim Handel unterstrich Direktor Schmitz mit Nachdruck:

„Die Lagerbestände bei den Verbrauchern und beim Handel sind im Steigen begriffen. Angesichts des hohen Stahlverbrauchs der Wirtschaft wird ihre Reichweite auf etwa 12–13 Wochen geschätzt, so daß zu Besorgnissen vorerst kein Anlaß bestehen dürfte. Trotzdem erfordert die Lagerbewegung besondere Beobachtung, um einen Tendenzumschwung auf dem Stahlmarkt rechtzeitig zu erkennen und durch geeignete Maßnahmen einschneidenden Produktionseinbrüchen vorzubeugen. Erfahrungsgemäß nimmt der Stahlverbrauch in den Sommermonaten ab, so daß sich bei gleichbleibender Produktion zwangsläufig eine weitere Steigerung der Lagervorräte ergeben dürfte. Dieser Entwicklung sollte man schon jetzt Aufmerksamkeit schenken.“

*

Zur Erläuterung der Auswirkungen des Konjunkturzyklus führte Dir. Schmitz die bekannte Erfahrung an, daß die Nachfrage nach Werkstättenerzeugnissen stets der Konjunktur in Walzprodukten in einem gewissen zeitlichen Abstand folge. So sei es auch im Jahre 1959 gewesen, als die Nachfrage nach Schmiedestücken, Stahlguß, Grauguß usw. erst im Herbst eingesetzt habe. Während die Gießereien zur Zeit voll ausgelastet seien, werde



eine steigende Nachfrage für Erzeugnisse der Schmiede- und Preßwerke im Zuge eines weiteren starken Auftriebs der Investitionsgüterindustrie erwartet. Dieser Auftrieb werde noch unterstützt durch den Mangel an Arbeitskräften, der eine stärkere Mechanisierung der Anlagen notwendig mache.

Zum Problem der Preise sagte Dir. Schmitz, daß das Inlandspreisniveau für Walzprodukte 1959 im allgemeinen unverändert geblieben sei, da die Stahlindustrie trotz guter Konjunktur an ihrer Politik des stabilen Preises festhalte. Die Relation der deutschen und französischen Stahlpreise zueinander sei allerdings durch die zweite Abwertung des französischen Franc um die Jahreswende 1958/59 gestört worden. Auch die Erhöhung der französischen Preise Ende 1959 und die neuerliche Anhebung der französischen Stahlpreise um durchschnittlich 4,75% hätten keinen vollen Ausgleich gebracht. Die westdeutsche Stahlindustrie betone deshalb nach wie vor die Notwendigkeit einer entsprechenden Anpassung der Umsatzausgleichssteuer.

Die Exportpreise hätten sich – wie Dir. Schmitz feststellte – nach vorübergehender Schwäche als Folge des Wiederaufbaus der amerikanischen Stahlindustrie zu Anfang dieses Jahres wieder leicht gefestigt. Das Preisniveau in Werkstättenerzeugnissen sei unbefriedigend, zumal die Konkurrenz neuerstandener auslän-

discher Kapazitäten die Bemühungen um eine kostengerechte Preispolitik beeinträchtigten.

Über die Anmerkungen, die Dir. Schmitz in seiner Rede über die Lage der Ruhrstahl AG im laufenden Geschäftsjahr gemacht hat, berichten wir in unserem Redaktionskommentar auf Seite 3.

Die Betonung der Ausführungen unseres neuen Aufsichtsratsvorsitzers lag auf der Feststellung, daß die gegenwärtige Konjunktur sowohl für die westdeutsche Stahlindustrie als auch für die Ruhrstahl AG vorerst keinen Anlaß zur Besorgnis gebe. Unüberhörbar war aber die Warnung vor einer Vernachlässigung der Beobachtung des Konjunkturzyklus im engen Zusammenhang mit den Lagerbewegungen der Stahlverbraucher und des Stahlhandels. Die ständige Orientierung über die jeweiligen Verhältnisse auf dem Stahlmarkt sei Voraussetzung für eine rasche Anpassung der Beschäftigung bei einem Tendenzumschlag der Stahlkonjunktur.

Führungswechsel: Unser langjähriger Aufsichtsratsvorsitzer, Hüttendir. i. R. Scheifhacken, legte auf der Ruhrstahl-HV sein Mandat nieder und schlug der Hauptversammlung vor, unseren ausscheidenden Vorstandsvorsitzer, Hüttendir. Schmitz, an seiner Stelle in den Aufsichtsrat zu wählen. Unser fast symbolisch anmutendes Foto zeigt von rechts nach links Dir. Scheifhacken, Dir. Schmitz und den neuen Vorstandsvorsitzer, Dir. Dr. Hecker

Am 5. Juli um 10 Uhr eröffnete der Vorsitz der Aufsichtsrats unserer Muttergesellschaft, der Rheinischen Stahlwerke, Dr. Holle, in der vollbesetzten Essener „Lichtburg“ die Hauptversammlung für das Geschäftsjahr 1959. Das 370 Mill. DM betragende Aktienkapital war mit 271,6 Mill. DM (74,3 %) vertreten. Hauptthemen der diesjährigen Hauptversammlung, die wieder fast vier Stunden dauerte, waren der Verkauf der Dynamit-Nobel-Beteiligung an die Friedrich Flick KG und die Erhöhung des Grundkapitals um 100 Mill. DM auf 470 Mill. DM zu einem Ausgabekurs von 180 %. Nach einer lebhaften Aussprache, die jedoch niemals die sachliche Atmosphäre der Hauptversammlung sprengte, spiegeln die Abstimmungsergebnisse die Zufriedenheit der überwiegenden Mehrzahl der Aktionäre und ihr Vertrauen in die Rheinstahl-Verwaltung wider. Der Gewinnbeteiligungsvorschlag, der 12 % Dividende und einen 10%igen Bonus aus dem Verkaufserlös von Dynamit-Nobel vorsah, wurde gegen wenige Nein-Stimmen so gut wie einstimmig angenommen.

Der Vorsitz der Rheinstahl-Vorstandes, Generaldirektor Dipl.-Kfm. Werner Söhnngen, ging in seiner ausführlichen Rede zur Erläuterung der Geschäftspolitik des Unternehmens besonders auf jene Themen ein, die ihrer Bedeutung wegen besonderes Interesse bei den Aktionären erwarten ließ, und nahm dadurch gewiß manchem Opponenten den ohnehin schwachen Wind aus den Segeln. Auch die diesjährige Rede Gen.-Dir. Söhnngens bewies, daß eine weitgehende Publizitäts- und Auskunftsbereitschaft die beste Methode ist, Verständnis und Vertrauen der Aktionäre für die Maßnahmen der Verwaltung zu gewinnen. Diese Auskunftsbereitschaft kann jedoch nicht unbegrenzt sein. So sagte Gen.-Dir. Söhnngen:

„Es ist ein Jammer, daß Gesellschaften wie die unsrige aus vielerlei Gründen gezwungen sind, Zurückhaltung zu üben in der Bekanntgabe von Überlegungen, die letztlich für wichtige Beschlüsse entscheidend gewesen sind. Hier müssen wir einfach unsere Aktionäre um Vertrauen bitten. Das tut die Verwaltung der Rheinischen Stahlwerke frohen Herzens; ist uns doch in der Vergangenheit dieses Vertrauen in reichem Maße geschenkt worden...“

Sofort zu Beginn seines Referates behandelte Gen.-Dir. Söhnngen die Dynamit-Nobel-Transaktion, die besonders in der Presse stark diskutiert worden war. In den Besitz dieser Dynamit-Beteiligung war Rheinstahl bekanntlich 1953 durch den Tausch gegen nom. 38 Mill. RM-Aktien der A. Riebeck'schen Montanwerke AG, Halle, gekommen. Das Ziel dieses Tauschvorganges bestand einzig und allein darin, das alte Verhältnis zwischen Rheinstahl und der von der Entflechtung betroffenen IG Farbenindustrie AG zu liquidieren. Wie glücklich der damalige Tausch

war, beweist die Tatsache, daß die bei Rheinstahl verbliebenen Riebeck-Aktien mit einem Marktwert von 1,- DM zu Buche stehen. Gen.-Dir. Söhnngen begründete in seiner Rede den Verkauf der Dynamit-Aktien, der – wie es in der Rede hieß – „von Aufsichtsrat und Vorstand, mithin von vielen Sachkennern einstimmig und vollinhaltlich begrüßt“ worden sei. Trotz aller Versuche habe für Rheinstahl keine Aussicht bestanden, die 32%ige Beteiligung an der Dynamit AG – eine bloße Finanzbeteiligung mit relativ bescheidener Verzinsung – unternehmerisch nutzbar zu machen. Gen.-Dir. Söhnngen erläuterte dazu:

„Zu unseren Bemühungen gehörten auch die in den beiden letzten Jahren zwischen Rheinstahl und Flick geführten Gespräche, die von den Bestrebungen getragen waren, Dynamit-Nobel für die drei Großaktionäre (Bührle, Flick, Rheinstahl) gemeinsam unternehmerisch zu aktivieren. Jedoch mußte diesen Verhandlungen der Erfolg versagt bleiben, weil die Vorstellung der Großaktionäre über die industrielle Betätigung der Dynamit-Nobel nicht in Einklang zu bringen waren. Ganz abgesehen von den steuerlichen Hindernissen, die einer Verwirklichung derartiger Pläne entgegenstanden...“

„Der Versuch etwa, bei der Dynamit AG die Majorität zu erlangen, hätte einen Einsatz von Mitteln gefordert, deren Höhe wir unseren Aktionären schlechterdings nicht zumuten konnten. Aber selbst dann, wenn wir dieses Ziel hätten erreichen können, wären keineswegs die Voraussetzungen für unternehmerischen Einsatz dieser Beteiligung gegeben gewesen; eine 51%ige Beteiligungsquote hätte in diesem Falle an dem Charakter einer bloßen Finanzbeteiligung nichts geändert.“

Nach alledem sei es im vergangenen Dezember ein Gebot der Stunde gewesen, die sich bietende Chance einer günstigen Veräußerung an die Flick-Gruppe auszunutzen.

Durch die Abgabe der Dynamit-Aktien erhielt Rheinstahl rund 32 % Aktien der Gusstahlwerk Witten AG – die vor der Entflechtung eine Betriebsabteilung von Ruhrstahl war – sowie Barmittel, die unter anderem eine 10%ige Bonusausschüttung an die Aktionäre und die „Rheinstahl-Stiftung“, eine Begabtenstiftung (5 Mill. DM) für Rheinstahl-Mitarbeiter, möglich machten. Außerdem konnte eine Intensivierung der Geschäftsbeziehungen zwischen Rheinstahl und Flick vereinbart werden.

Den letzten Abschnitt seines Berichtes widmete Gen.-Dir. Söhnngen dem Vorschlag zur Kapitalerhöhung. Diese Kapitalerhöhung war notwendig geworden, weil Rheinstahl für die Durchführung des inzwischen aufgestellten Investitionsplans für die Jahre 1961 bis 1963 neue Mittel benötigt, die ohne Inanspruchnahme des Kapitalmarktes vom Unternehmen nicht aufgebracht werden können. Wichtigstes Vorhaben dieses Planes sind:

1. Bau einer weiteren Sinteranlage sowie Erstellung von Erzdeklassieranlagen auf den Hochofenwerken zwecks Senkung der Einsatzkosten.
2. Errichtung eines Apparatebaus zur Herstellung schwerster Apparate für die chemische Industrie, den Reaktorbau u. ä.
3. Errichtung einer Anlage zur Herstellung großer Blechpreßteile – vornehmlich für den Fahrzeugbau.

Den Ausgabekurs der neuen Aktien wünschten einige Aktionäre von 180 % auf 150 % reduziert zu sehen. Gen.-Dir. Söhnngen erklärte, daß eine Reihe anderer Großunternehmen der Montanindustrie Kapitalerhöhungen zu ähnlichen Bedingungen, wie Rheinstahl sie vorschläge, durchgeführt hätten. Darüber hinaus verwies er auf den Börsenkurs der alten Rheinstahl-Aktien, die über 500 % notierten. Das Abstimmungsergebnis entschied – bei minimalen Nein-Stimmen und Enthaltungen – für den Vorschlag der Rheinstahl-Verwaltung.

Nach eingehender Würdigung des Geschäftsjahres 1959 (die Ruhrstahl-WZ berichtete darüber bereits in ihrer Ausgabe 2/60) machte Gen.-Dir. Söhnngen noch interessante Ausführungen zum laufenden Geschäftsjahr:

„Nachdem seit einiger Zeit auch die Gießereigruppe in den allgemeinen konjunkturellen Aufschwung hineingewachsen ist, liegen die bis Ende Mai d. J. erreichten Produktionsziffern unserer Hauptzeugnisse der eisenschaffenden und Gießereibetriebe im Monatsdurchschnitt erheblich über den vergleichbaren Vorjahresziffern.“

Die Steinkohlenförderung ist gegenüber dem Vorjahr leicht zurückgegangen, während der Koksaußstoß eine Steigerung erfuhr. Was die Umsatzentwicklung im laufenden Geschäftsjahr anbelangt, so liegen auch hier die inzwischen aufgelaufenen Ziffern merklich über dem im Vorjahr bis zu diesem Zeitpunkt erreichten Stand. Wenn unsere Prognosen uns nicht täuschen, so erhoffen wir auch für das ganze anstehende Geschäftsjahr ein gegenüber dem Vorjahr verbessertes Umsatzvolumen. Dieser Anstieg wird besonders getragen durch die Ruhrstahl- und die Gießereibetriebe sowie durch unseren Handel, während wir bei unserer Verarbeitungsgruppe erwarten, daß sie die im Vorjahr erreichten guten Umsatzziffern in etwa halten wird – trotz der Abschwächungstendenzen bei unserer Werft. Auch hier werden

wiederum die Differenziertheiten im Konjunkturverlauf der einzelnen Branchen und ihre Einflußnahme auf den Geschäftsverlauf unseres Gesamtunternehmens offenbar.

Die Auftragsbestandsentwicklung unserer Werke zeichnet sich ebenfalls durch ein befriedigendes Gesamtbild aus. Das gilt für alle unsere Gruppen. Die stärkste Steigerung gegenüber den vergleichbaren Stichtagen des Vorjahres weisen wiederum die Gießereigruppe und die Ruhrstahlgruppe auf; das ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß im Vorjahr um diese Zeit die konjunkturelle Rückläufigkeit in diesen Fertigungsgruppen noch nicht überwunden war. Aber auch unsere Verarbeitungsgruppe konnte ihren Auftragsbestand trotz des Rückgangs im Schiffsneubau anreichern.

Diese Ihnen skizzenhaft dargestellte derzeitige Gesamtlage innerhalb unseres Gesamtbereichs hat uns Veranlassung gegeben, dem Ausblick im vorliegenden Geschäftsbericht eine optimistischere Note zu verleihen, als es im Vorjahr erlaubt war. Allerdings haben wir noch eine ganze Reihe von Monaten vor uns liegen, in denen sich manches ereignen kann.

Zur Zeit lassen sich noch keine zuverlässigen Prognosen über die Ertrags-erwartungen des laufenden Geschäftsjahres anstellen. Dafür ist die gesamte Wirtschaft im Augenblick zu sehr von Unsicherheitsmomenten umgeben. Die Bundesbank hat eine harte Abwehrstellung gegenüber konjunkturellen Überhitzungen bezogen, deren letzte Auswirkungen wir noch nicht zu übersehen vermögen. Die angemeldeten Forderungen auf Lohn- und Gehaltserhöhungen werden, wenn sie zum Tragen kommen, in den meisten Produktionsgruppen unserer Unternehmen zu einer Abschwächung der Ertragslage führen. Denn der derzeitige Konjunkturstand hat in den Sparten, in denen unsere Werke tätig sind, keineswegs den Wettbewerb aus den Angeln gehoben. Vielmehr berichten unsere Verkaufsressorts sehr oft, daß sie nicht in der Lage sind, Preisanhebungen, die aus der Kostenlage geboten erscheinen, durchzusetzen.

Es kommt noch hinzu die steigende Wettbewerbsfähigkeit, die mit der Ausweitung des europäischen Wirtschaftsraumes einhergehen wird. Diese meine Hinweise sind nicht pessimistisch, aber realistisch. Ich kann daher nur den Hinweis am Schluß unseres Geschäftsberichts erneut unterstreichen, daß es auch bei günstiger Beschäftigungslage aller Anstrengungen bedarf, um durch eine entsprechende Produktivitätssteigerung dem zunehmenden Wettbewerb und dem gleichzeitig steigenden Trend einer Reihe von Kostenelementen begegnen zu können.“

Information und Opposition: Die Ausführungen von Gen.-Dir. Söhnngen auf der Rheinstahl-Hauptversammlung ließen wenig Fragen offen (Foto oben). Die Opposition meldete sich aber zu einigen Tagungsordnungspunkten zu Wort (Foto links, Bildmitte)



Sachliche Rheinstahl-Hauptversammlung



MESSE IN POSEN

Am 12. Juni eröffnete der polnische Ministerpräsident Jozef Cyrankiewicz im Beisein von Parteichef Gomulka die 29. internationale Messe in Posen, die am 26. Juni ihre Pforten schloß. Bei einem Rundgang durch das Ausstellungsgelände kamen die prominenten Gäste auch in den klar gegliederten Pavillon der Bundesrepublik. Bei dieser Gelegenheit besuchten sie den **R u h r s t a h l**-Stand und ließen sich unser Ausstellungsprogramm erläutern. Besonders beeindruckt zeigten sie sich von der 61 t schweren achtfach gekröpften Kurbelwelle für einen 9400-PS-Tankschiff-Dieselmotor. Neben diesem schwersten Ausstellungsstück der Messe zeigte die Henrichshütte eine Mitteldruck-Läuferwelle für eine dreieihäusige Kondensationsturbine (Leistung: 64 000 kW) sowie zwei Kunststoff-Kalandermalen. Die Abteilung Ruhrpumpen des Annener Gusstahlwerks stellte zwei Spiralgehäuse-Schiffs-Kreiselpumpen, eine Pipeline-Pumpe und eine vierfachwirkende Schiffskolbenpumpe aus. Die Presswerke Brackwede fanden für die wiederum ausstellte Rohrgewindefräse RG 4 erneut großes Interesse. Ruhrstahl ist aber nicht nur „dabeigewesen“, die Messebeteiligung in Posen hat sich auch gelohnt. – 56 Staaten stellten in diesem Jahr in Posen aus, diesem wichtigen Industrieschaukasten für Ost und West. Ein echtes Messengeschäft über den Eisernen Vorhang hinweg kam hier aber nur z. T. zustande, da die handelspolitischen Voraussetzungen vielfach fehlen: solange noch die Handelstätigkeit auf der Grundlage des reinen Warenaustausches abgewickelt werden muß, wird sich ein großzügiger Ost-West-Handel kaum entwickeln können. Immerhin konnte Westdeutschland im vergangenen Jahr mit Polen – wenngleich auch in den engen Grenzen festgelegter Kontingente – Geschäfte in Höhe von rund 610 Mill. DM gegenüber nur 135 Mill. DM in 1950 durchführen. Besonders die westdeutschen Aussteller beurteilen die weitere Entwicklung des Handels mit Polen relativ optimistisch, da der polnische Bedarf an Investitions- aber auch Gebrauchsgütern außerordentlich groß ist, vor allem im Hinblick auf die geplante 30%ige Steigerung des Lebensstandards im Rahmen des laufenden Fünfjahresplans. Dementsprechend war die westdeutsche Messebeteiligung größer als die aller übrigen ausländischen Aussteller. 230 westdeutsche Firmen zeigten ein mustergültiges, ganz auf den polnischen Bedarf zugeschnittenes Ausstellungsprogramm. Auch Großbritannien, das an erster Stelle der westlichen Geschäftspartner Polens steht – an zweiter Stelle folgt die Bundesrepublik –, hat sein Messeangebot erweitert. Frankreich, Holland, Belgien und Österreich dagegen waren schwächer als im vergangenen Jahr vertreten. Hauptkonkurrenten waren – wie auf allen internationalen Messen – die UdSSR und die USA. Aber während der sowjetische Pavillon einem riesigen Warenlager glich, zeigten die USA ausschließlich in Polen dringend benötigte Erzeugnisse zur Mechanisierung der Landwirtschaft, des Großhandwerks und des Haushalts. Die Ostblockländer waren selbstverständlich vollzählig in Posen vertreten, doch zeigte ihr Angebot kaum Spezialitäten traditioneller heimischer Industrieerzeugnisse, sondern vielmehr eine recht gleichförmige Maschinen- und Fahrzeugparade, die überdies noch immer nicht dem westlichen Niveau entsprach.

„In Polen regiert der Kommunismus mit Glacé-Handschuhen.“ So etwa umschrieb ein junger Pole die im Gegensatz z. B. zur Sowjetzone spürbar freiere Atmosphäre, die den westlichen Besucher erstaunen läßt.

Bis zur unblutigen Oktoberrevolution im Jahre 1956 herrschte zwar auch in Polen der gleichschaltende dogmatische Stalinismus, doch das dann einsetzende „Tauwetter“ ließ die in Katakomben und Keller verbannten Kräfte der polnischen Intelligenz, der Akademiker und Schriftsteller, der Künstler und Architekten wieder das Licht der Freiheit atmen. Aber schon ab 1958 wurden von oben die politischen Daumenschrauben erneut, wenn auch sehr vorsichtig angezogen: Mit dem Parteichef Gomulka war keineswegs – wie man anfänglich gehofft hatte – eine neue Zeit angebrochen, die eine Abkehr vom Kommunismus verhieß. Polens „Weg zum Sozialismus“ blieb auch nach 1956 Moskau



gerichtet. Man wählte lediglich sanftere Methoden als vordem; der „Sieg des Sozialismus“ darf als Endziel nicht aus den Augen verloren werden.

Polen ist und bleibt Glied des Ostblocks, also ist ihm auf die Dauer ein nationalstaatliches Eigenleben verwehrt. Und dennoch lebt es sich in Polen freier – wenngleich materiell wohl kaum besser – als anderswo im Ostblock. Das bestätigt jeder, der einmal in Leipzig, Prag oder Budapest gewesen ist. Doch wie ist das möglich?

*

Wir sprachen verschiedene Polen darauf an. Und stets schälten sich im Gespräch einige polnische Eigenarten heraus, die zusammen vielleicht eine Antwort zu geben vermögen: Immer wieder wird einem der ungeheure, im Ostblock einmalige Einfluß der katholischen Kirche in diesem von einer atheistischen Regierung beherrschten Land bestätigt (97% der Bevölkerung sind römisch-katholisch!). Das Nationalbewußtsein des Polen, sein Traditionsstolz und die Pflege geschichtlicher Überlieferung – auch jener aus feudalistischer Zeit – steht dem im Grunde traditionslosen, alles einebnenden Sozialismus Moskauer Prägung entgegen. Schließlich ist der Pole von Natur aus Individualist, wenngleich gefühlsbetont; seiner Umwelt steht er kritisch gegenüber. Er fühlt sich innerlich als freier Mensch, von Natur aus begabt mit eigener Meinung, eigenem Willen und eigener Initiative. Deshalb findet man kaum überzeugte Kommunisten in Polen. Wir haben keinen getroffen. Nur eine dünne Schicht, die Mitglieder der Parteihierarchie, haben sich dem Kommunismus verschoren. Das Volk bleibt desinteressiert.

*

Es ist nie ganz geklärt worden, wieweit die klerikalen Kräfte zum Oktoberumsturz 1956 beigetragen haben. Unbestritten ist aber ihr Einfluß hinter den Kulissen.

Nicht nur Sonntags fassen die Kirchen kaum den Andrang der Gläubigen zur Messe. Die Mutter Maria wird im ganzen Land verehrt; der Mai ist der Marien-Monat. Maria ist die heimliche Königin Polens seit der Vertreibung der Schweden aus dem Land anno 1657 bis auf den heutigen Tag. In allen Ortschaften sahen wir auf der Fahrt nach Posen girlanden- und blumengeschmückte Marienbilder.

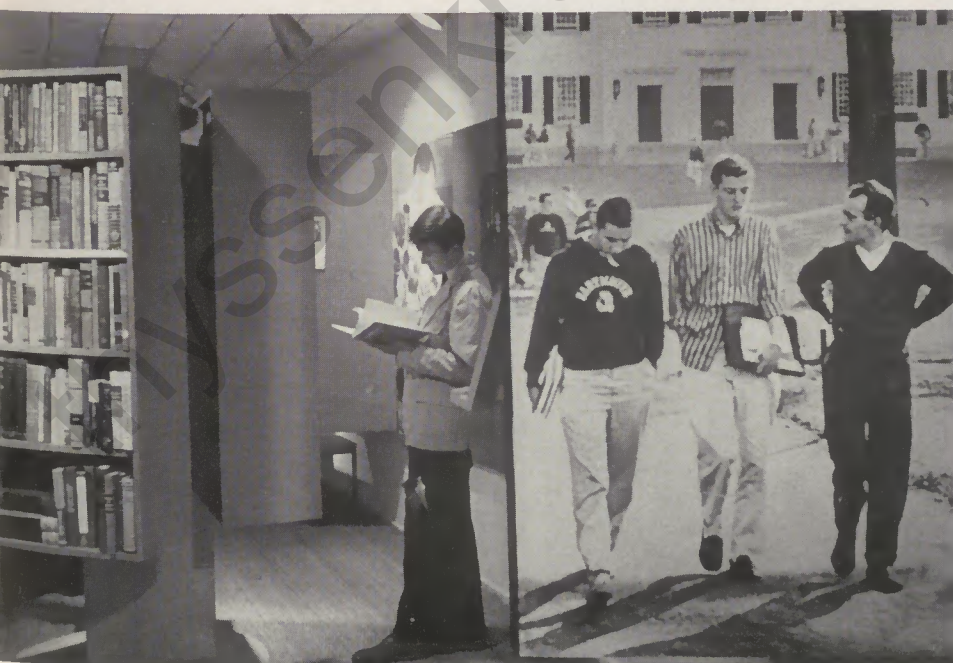
Der religiöse Eifer der Polen mahnt den kommunistischen Staatsapparat zur Vorsicht. Die Unruhen um die Entfernung eines Kreuzes in Nova Huta, der sozialistischen Stahlstadt, vor einigen Monaten sind ebenso Beweis für das gespannte Verhältnis zwischen Kirche und Staat wie die kürzlichen Unruhen in Allenstein und Grünberg aus ähnlichen Gründen. Kirche und Staat, streng voneinander geschieden, liefern sich einen erbitterten Kleinkrieg. Die Kirche ist aber eine Macht, die den Staat stets in die Defensive drängt in einem Kampf um jeden Fußbreit Boden.

*

Der Pole ist stolz auf die Geschichte, auf die überlieferten Traditionen seines Vaterlandes. Die im Kriege verwüsteten Städte wie Warschau und Posen werden liebevoll nach den alten Plänen wiederaufgebaut, restauriert, was im Hinblick auf moderne Stadtgestaltung oft unzweckmäßig und den nach Moskau schielenden Parteifunktionären ein Dorn im Auge ist.



West-östliches Schaufenster: Das Interesse der westlichen Länder am Osthandel ist groß; entsprechend ist ihre Beteiligung in Posen. „Kauft mehr von uns, und wir können mehr von euch kaufen“, sagte Parteichef Gomulka (auf unserem Foto links oben, 2. v. l., mit Ministerpräsident Cyrankiewicz, 3. v. l., auf dem Ruhrstahl-Stand) zu den westdeutschen Ausstellern. Die Devisenarmut Polens beengt die Einfuhr dringend benötigter Investitions- und langlebiger Konsumgüter. So bleiben denn amerikanische Waschmaschinen (oben) für die zahllosen Messebesucher, vielfach „Sehleute“ (Foto unten, 2. v. l.), bis auf weiteres ein Traum. Wer von geistiger Freiheit träumte, verbrachte im USA-Pavillon Mußestunden mit westlicher Literatur (unten l.). Modische Träume aus Textil – allerdings für Polens Export – führten schöne Polinnen vor (unten). Das in Posen zur Schau gestellte westliche Angebot muß den polnischen Normalverbrauchern schmerzlicher Beweis ihrer systembedingten wirtschaftlichen Rückständigkeit sein.





Zerstörte oder beschädigte Stadtpalais der einstigen Fürsten des Landes erstanden aus Schutt und Asche, auch wenn heute darin die Staatsbürokratie tätig ist oder Erholungsheime daraus wurden. Gemälde aus den Tagen der russischen Revolution und zeitgenössische Portraits der einstigen Schloßbesitzer hängen hier oft einträchtig nebeneinander.

Mit der Herrschaft des Prinzen Mieszko I. im Jahre 960 beginnt die Geschichte des polnischen Staates; die Christianisierung datiert ebenso wie die Geschichtsschreibung aus dem Jahre 966. Die Feiern zum 1000jährigen Staatsjubiläum beginnen noch in diesem Jahr. Im Rahmen dieser Feiern soll das Verhältnis Polens zu Deutschland offenbar kraß nationalpolnisch ausgeleuchtet werden: der Sieg der Polen über die deutschen Ordensritter vor 550 Jahren wird in diesen Wochen gefeiert. Aber auch das traditionelle Mißtrauen gegenüber Deutschland wird kaum verhehlt. Nicht ohne Grund entbehrt die weiß-rote Nationalfahne des Landes bis heute der kommunistischen Embleme. Polen gehört zum Ostblock, doch fühlt es sich aus geschichtlicher und kultureller Tradition dem Westen verbunden. Diese nationalen Kräfte kann auch die Parteispitze in Warschau nicht übersehen. So muß man auch viele außenpolitische Zugeständnisse an den Kreml-Kurs deuten, die eingestandenermaßen weniger Ausdruck eigener Einsicht sind als vielmehr der Preis für eine gewisse innerpolitische Freizügigkeit und Unabhängigkeit.

Das heutige Polen ist ein armes Land, die Zugehörigkeit zum Ostblock bringt bei Licht besehen für die Bevölkerung mehr Nachteile als Vorteile mit sich: Die Agrarerträge bleiben hinter den einstigen Leistungen zurück, der größte Teil der im Lande selbst dringend benötigten Industrieproduktion muß in die Ostblockstaaten ausgeführt werden. Gemäß den sozialistischen Vorstellungen haben auch in Polen die Investitionsgüter vor den Konsumgütern den Vorrang. Die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln und Artikeln des täglichen Bedarfs ist deshalb noch immer problematisch. Vor den Läden steht man Schlange. Textilien, zumal wenn sie modischen Schick aufweisen sollen – und der Pole liebt das Modische über alle Maßen –, müssen zu Überpreisen in privaten Läden oder auf „grauen Märkten“ erstanden werden. Das Staatshandelsmonopol bietet in seinem gleichförmigen Angebot nur wenig, was den Schönheitssinn des Polen erfreuen könnte.

Fast gierig greift man deshalb alles auf, was aus dem Westen kommt. In Polens Großstädten glaubt man sich manchmal fast nach Paris versetzt: Junge Mädchen mit Farah-Diba-Frisuren, mit kurzen wippenden Röcken und dunkelgetönten Strümpfen. Doch die Nylons sind sündhaft teuer; die meisten jungen Mädchen tragen deshalb keine Strümpfe, aber ein Paar Handschuhe ergänzen fast stets den Eindruck charmanter Eleganz.

Die Jugend diskutiert in Grüppchen oder spaziert paarweise auf den oft boulevard-ähnlichen Geschäftsstraßen, deren Auslagen allerdings nur selten verlockend sind. Man sitzt in Caféhäusern und schlürft einen heißen, starken Kaffee, redet sich die Köpfe heiß, lauscht westlichen Jazzrhythmen und tut so, als ob man in London, Paris oder Rom wäre. Man ist aufgeschlossen für alles Neue, man ist hungrig auf Meinungen aus dem Westen. Mit wem immer wir in Posen sprachen, stets war da dieses brennende Interesse für das westliche Kulturschaffen, für Film, Theater und Literatur.

Der Staat läßt hier Spielraum, gestattet sogar die Einfuhr westlicher Bücher und Filme. Moderne Autoren werden auf Polens Bühnen gespielt. Es ist erstaunlich, daß hierfür kostbare Devisen geopfert werden. Abstrakte Kunst wird geduldet, obwohl sozialistischer Realismus gefordert wird. Hypermoderne Büro- und Wohnbauten entstehen, während der Putz von den überladenen Bauten der stalinistischen Ära abblättert. Die Parteifunktionäre wettern dagegen, doch lassen sie die individualistischen Kräfte gewähren, lassen einen gewissen Spielraum für Meinungsfreiheit, der allerdings dort seine Grenze findet, wo der Gesprächspartner warnt: „Vorsicht, nicht so laut, vielleicht hört einer mit.“ Spitzel überall.

Aber noch bleibt dem Individuum – trotz allem – Raum. Doch das „Tauwetter“ nach 1956 hat sich bedenklich abgekühlt. Politische Resignation und die jenseits des Eisernen Vorhangs utopisch anmutende Hoffnung vieler Polen auf ein grenzenloses Europa, in dem Polen nicht fehlen darf, kennzeichnet die Haltung der meisten Polen. Das Interesse der Jugend an politischen Fragen geht im allgemeinen nicht tief; sie konzentriert sich auf die Berufsausbildung; sie flirtet und diskutiert; sie tut so als ob... Noch geht das, denn Polens Uhren gehen heute noch anders als die der übrigen Ostblockstaaten.



Das Foto oben zeigt eine beliebige Straßenszene, doch typisch für die polnischen Städte: Der Kraftfahrzeugverkehr ist unbedeutend; die Millionenstadt Warschau z. B. zählt nur 5000 Autobesitzer. Überall sieht man Grüppchen Jugendlicher, betont modisch gekleidet. Ihre westliche Orientierung verrät sich nicht nur durch den Schnitt ihrer Kleidung, sondern auch fast stets im Gespräch. Die ältere Generation dagegen lebt nur der Arbeit, der Familie. Ihr Auskommen ist – verglichen mit unseren Maßstäben – kärglich; politisch hat man resigniert. Die katholischen Kirchen dagegen sind fast zu jeder Messe überfüllt (links): Der Klerus ist in Polen noch immer eine starke Macht, mit der das kommunistische Regime rechnen muß.

Kulturelle Einheit Deutschlands

Rede des Regierenden Bürgermeisters von Berlin Willy Brandt

Das Thema „Berlin – Forum geistiger Freiheit“ gab den Sonderveranstaltungen der Ruhrfestspiele 1960 eine ganz besondere Note. Die Rede des Regierenden Bürgermeisters von Berlin, Willy Brandt, am 11. Juni auf dem Marktplatz der Stadt Recklinghausen war eine Kundgebung für die Hauptstadt aller Deutschen, für Berlin. Sie war aber gleichzeitig eine Mahnung an jeden von uns, über unserem zunehmenden Wohlstandsdenken nicht die Tragik der Spaltung Deutschlands zu vergessen. In dieser Zeit politischer Trennung ist die Erhaltung einer geistigen Einheit unseres Vaterlandes unerlässlich, ist Aufgabe, die sich jedem von uns täglich stellt. Die Rede des Berliner Bürgermeisters in Recklinghausen zum Thema „Die geistige Einheit Deutschlands“ ist uns so bedeutungsvoll, daß wir sie in ihren wesentlichen Punkten für unsere Leser wiedergeben wollen.

Ich bringe die Grüße einer schwergeprüften, einer bedrängten, einer gespaltenen, einer weitgehend isolierten Stadt, aber der doch von viel Lebenswillen und Schaffensdrang und unverwüstem Zukunftsglauben erfüllten Stadt Berlin, der Hauptstadt Deutschlands! Und ich möchte damit, meine lieben Freunde, ein Wort des Dankes verbinden dürfen. Ein Wort des Dankes für die unzähligen Zeichen und Beweise der Verbundenheit, die wir in den vergangenen Jahren vor allem aber auch in den jetzt hinter uns liegenden mehr als 18 Monaten einer neuen Berlinkrise entgegennehmen durften.

Die vielen Zeichen der Verbundenheit, die Tatsache, daß wir uns eingebettet fühlen dürfen in das Mitdenken und das Mitfühlen unserer Landsleute des deutschen Westens, das hat es uns leichter gemacht. Es handelt sich dabei nicht allein um Leben und Zukunft von ein paar Millionen Menschen, die in Berlin leben, es handelt sich um unser gemeinsames Interesse. So wie wir spüren würden, wenn das Leben nicht mehr an der Ruhr pulsierte, so würde man hier und überall in den deutschen Landen spüren, falls in Berlin die Lichter ausgingen. Die Zweiteilung Deutschlands, die uns gegen den Willen unseres Volkes auferlegt ist, darf nicht noch zu einer Dreiteilung werden. Wenn schon die Zweiteilung Deutschlands noch andauern muß, dann müssen wir zumindest dafür sorgen, daß der kleinere Teil des freien Deutschlands, nämlich Berlin, vom größeren Teil des freien Deutschlands, nämlich der Bundesrepublik, nicht getrennt wird, und ich kann Ihnen versprechen: Wir in Berlin werden uns von unseren Landsleuten in der Bundesrepublik niemals trennen lassen, so wie wir darauf bauen und darauf vertrauen, daß Sie sich von uns nicht trennen lassen werden.

Berlin – unsere geistige Mitte

Zwischen den Ruhrfestspielen in dieser Stadt Recklinghausen und jenem Berlin, für das ich in dieser Zeit sprechen darf, bestehen seit langem feste und gute Verbindungen. In jedem der hinter uns liegenden Jahre sind Berliner Künstler hierher gekommen, sind auch Berliner Bürger als Gäste hier gewesen. In diesem Jahr stehen die Festspiele sogar betont im Zeichen der bedrängten Hauptstadt Deutschlands, durch Theaterdarbietungen, Vorträge Berliner Wissenschaftler und die Kunstausstellung.

Unter dem Motto „Berlin – Forum geistiger Freiheit“ wird der Versuch gemacht, das Bild der geistigen Mitte Deutschlands zu vermitteln, das heißt ein Bild dessen, was unser Gesamtneuer sein soll, was uns über die Grenzen unserer engeren bayrischen oder westfälischen oder sächsischen Heimat hinausführt, was uns nach außen nicht absperrn soll. Dieses Bild der geistigen Mitte Deutschlands zu vermitteln, ist in der Zeit willkürlicher und wider-natürlicher Spaltung Deutschlands nötiger denn je, nötig für den Zusammenhalt der Nation.

In der Zeit, die hinter uns liegt, sind Millionen zu Staatsbürgern erst im eigentlichen Sinne des Wortes geworden oder im Begriff, es zu werden. Es gibt weder in unserem Land noch in irgendeinem anderen Land eine freiheitliche, eine soziale und eine zukunfts-offene Demokratie ohne Gleichheit der Chancen. Das ist nicht nur eine Frage des gleichwertigen Zugangs zu den Stätten der Bildung, ohne jene neuen Vorrechte, wie sie in der oder unter der östlichen Gewaltherrschaft errichtet werden, das ist auch eine Frage zu den vielfältigen Formen künstlerischer Gestaltung und den Werten geistiger Entfaltung ohne den propagandistischen Mißbrauch und die Verzerrung in den Gebieten jenseits der Elbe und der Werra. Wir in Berlin, meine Freunde, spüren vielleicht stärker als anders-wo, daß es in der großen Auseinandersetzung dieser Zeit auch um die Zukunft des deutschen Volkes, nicht mehr nur um Fragen der militärischen Macht geht.

Energien nicht einseitig nutzen

Wir haben gesehen, daß unser Volk dort, wo es sich halbwegs frei entfalten konnte, auch unter den schwierigsten Umständen Großes schaffen kann. Wir dürfen alle stolz sein darauf, was in einer fünfzehnjährigen Nachkriegsgeschichte aus Trümmern und aus tiefstem Elend heraus wieder gestaltet werden konnte. Und doch bedrückt uns manchmal die Frage, ob nicht die Energien unseres Volkes zu einseitig eingesetzt werden. Jedenfalls haben wir in Berlin, also am gefährdetsten Punkt des freien Deutschlands, die Erfahrung gemacht, daß an bestimmten kritischen Punkten die geistigen Kräfte und die moralischen Werte zuweilen schwerer wiegen können als die sich von Tag zu Tag wandelnden Gegebenheiten bloßer überkommener Machtpolitik. Diese Lehre müssen wir uns zu Herzen nehmen, müssen sie entwickeln, an ihr festhalten gegenüber jeder neuen Zwangsherrschaft, gegenüber jeder Bedrohung erneuter geistiger Versklavung.

Meine Freunde, unsere Aufgabe ist es, die Freiheit am gefährdetsten Punkt Deutschlands, an dem vorgeschobensten Posten der westlichen Welt durch eigene Leistungen täglich sichtbar werden zu lassen und zu demonstrieren, auch durch den Bau von Schulen, Universitäten und Kunstakademien. Wir bemühen uns auch – und wir erbitten dabei die Hilfe unserer Landsleute im deutschen Westen und Süden –, die Verbindung mit den Menschen aufrechtzuerhalten, die im anderen Teil Deutschlands politisch von uns getrennt worden sind, die aber den Krieg nicht mehr verloren haben als wir. Man ist kein schlechterer Deutscher deswegen, weil man 1945 das kürzere Los gezogen hat. Es ist kein Verdienst, Bundesrepublikaner oder Westberliner zu sein, es ist purer Zufall.

Geistige Einheit bewahren

Die Aufgabe, den Zusammenhalt als Volk und als kulturelle, als geistige Einheit zu wahren, obliegt denen im besonderen Maße, die in Berlin als der lebendigen Brücke wirken, nicht zwischen Regimen, sondern zwischen den Menschen eines willkürlich auseinandergerissenen Volkes, die nun einmal dort wirken, wo die einzige große tägliche vieltausendfache Stätte der Begegnung zwischen Menschen aus Ost und West geschaffen wurde. Das ist unsere besondere Aufgabe in Berlin. Aber das ist nicht unsere Aufgabe allein, die Funktion einer Hauptstadt, geistige Mitte, Brücke zu sein. Die nimmt dem Volk im ganzen kein Teil des

10 Jahre Land Nordrhein-Westfalen

Am 11. Juli 1960 ist die Verfassung für das Land Nordrhein-Westfalen 10 Jahre in Kraft.

Auf dieser Grundlage sind die Landesteile Nordrhein, Westfalen und Lippe und mit ihnen Millionen von Vertriebenen und Flüchtlingen zu einer staatlichen Gemeinschaft zusammengewachsen.

Nordrhein-Westfalen hat als neues, junges Bundesland seinen geschichtlichen Beitrag zum wirtschaftlich-sozialen, geistig-kulturellen und staatspolitischen Wohl der Bundesrepublik geleistet.

So wollen wir es auch in Zukunft halten:

dem inneren und äußeren Frieden dienen,
die Freiheit verteidigen,
Gerechtigkeit und Wohlstand für alle schaffen.

Die Landesregierung

Volkes ab; wir müssen sie recht und schlecht gemeinsam miteinander zu erfüllen versuchen. Die Funktion Berlins als eine solche geistige Mitte und Brücke wird durch die Ruhrfestspiele im volkreichsten Gebiet unserer Bundesrepublik vor vielen Tausenden unserer Mitbürger gerade heute dargestellt. Wir müssen alle miteinander jener Entwicklung entgegenwirken, die uns zusätzlich zu der zeitweiligen politischen Zerklüftung auch noch als Volk auseinanderreißen könnte mit all den verhängnisvollen Konsequenzen. Wir müssen alles Mögliche tun über willkürliche Zonengrenzen hinweg und im Menschlichen wie Völkischen ein Ganzes bleiben. Dazu gehört das mühevoll Ringen um die Einheit im Geistigen, auch in der Sprache, damit wir nicht eines Tages hier bundesrepublikanisch und dort sowjetsächsisch reden. Es geht also nicht allein darum, dagegen zu protestieren, daß die deutsche Frage als

Bitte lesen Sie weiter auf Seite 14

Über Mitbestimmung und Selbstbestimmung

Festrede zur Eröffnung der 14. Ruhrfestspiele von Heinz Winfried Sabais

In jedem Jahr von neuem wird versucht, durch einen Festvortrag zur Eröffnung der Ruhrfestspiele den geistigen Standort nicht nur dieser Festspiele, sondern unserer Gesellschaft überhaupt zu fixieren. Unter dem Thema „Über Mitbestimmung und Selbstbestimmung“ hat der Schriftsteller Heinz Winfried Sabais in einer Ansprache am 1. Juni im Westdeutschen Rundfunk die Konsequenzen zu klären versucht, die sich aus dem Demokratisierungsprozeß ergeben, den wir vor dem Hintergrund eines totalitären Fiskos noch immer durchlaufen. Vergeistigung der Massen bei freier Selbstbestimmung des einzelnen! Das ist des Schriftstellers Forderung und zugleich Mahnung; das ist Aufgabenstellung für die Ruhrfestspiele, muß Ziel sein jeder geistigen Entwicklung der modernen Massengesellschaft.

Ruhrfestspielhaus: Behausung des Geistes

In diesem Jahr finden die Ruhrfestspiele zum 14. Male statt. Wer hätte damals am Beginn, 1946, erwartet, daß jener Tausch von Kohle gegen Kunst zwischen Bergleuten von Recklinghausen und Schauspielern von Hamburg eine der großen Notwendigkeiten deutscher Erneuerung zutage und zuwege bringen würde: die anfangs zögernde und mit der Zeit immer natürlicher werdende Begegnung der politisch entscheidenden Majorität unseres Volkes mit dem Geist, der Majorität, die heute nur noch von allzu summarischer Skepsis Masse genannt werden kann.

In diesem Jahr werden die Ruhrfestspiele eröffnet mit dem ersten Spatenstich zu ihrem Festspielhaus, einem Haus des Theaters, der Kunst, der Diskussion, einem Haus der geistigen Begegnung, dessen Fundamente von Gewerkschaften und Industrie, von Privatpersonen und Behörden gemeinsam gelegt wurden.

Ein Spatenblatt voll Erde wird bewegt. Eine Zeremonie, die uns an die Herkunft unseres Begriffs Kultur von dem lateinischen Wort für den Landbau erinnert. Und in der Tat gewinnt mit diesem Spatenblatt voll Erde ein Kulturwerk neue Perspektiven, das seit mehr als einem Jahrzehnt Lichtungen in die Unwissenheit schlägt, menschliches Brachland kultiviert und vielfältige Frucht in den geistigen Raum der Demokratie einbringt.

Eine Behausung des Geistes und der Phantasie wird nun entstehen in Recklinghausen als sichtbares Zeichen für die kraftvoll hervortretende Entscheidung der „Massen“, ihre in langen Kämpfen gewonnene Mitbestimmung in Staat und Gesellschaft zu nutzen, um als einzelne auch das Bürgerrecht im geistigen Vaterland, dem unbegrenzten Kontinent der Freiheit, zu erwerben.

Die Idee des Menschen

Vor fünfzehn Jahren um die gleiche Zeit ging die Vorgeschichte Europas zu Ende. Ein warnendes letztes Mal noch hatte das mörderische europäische Spiel um Macht und Vormacht nicht den Selbstmord aller nach sich gezogen. Und unser Volk war der einäugige Zyklop gewesen, dem ein Raket von falschen Propheten glauben gemacht hatte, es sei durch irgendeine besondere Bluthemie ausgewählt, die anderen europäischen Völker gewaltsam zu einer „neuen Ordnung“ zu bekehren, zu einem Regierungssystem, das in unserem Land bereits Recht und Freiheit erstickt hatte. Als ein politisch unterentwickeltes Volk, tyrannenhörig, waren wir angetreten, den totalen Staat, eine Neandertalervision, in Europa zu verwirklichen. Die totale Niederlage von 1945 war die moralische Quittung, das Ende Schrecken, markerschütternder Schrecken, von dem wir uns kein Gran aus dem Gedächtnis stehlen lassen sollten: nicht die verwüsteten Städte, nicht die Flüchtlingstrecken durch kalte Erbarmungslosigkeit, nicht die Millionen entsetzlicher Tode, die sinnlos gestorben worden sind, und nicht die panische Erfahrung jener Verbrechen, mit denen die von uns erhobenen Tyrannen unseren Namen befleckten.

Der Krieg ließ niemand ohne Schuld, die Besiegten nicht und nicht die Sieger, die Völker nicht und nicht die Eremiten. Und noch die Kinder und Kindeskinde Europas sind, unschuldig geboren, dazu verdammt, diese aufgehäuften Schuld zu tilgen. Uns aber, die der Schrecken am tiefsten traf, sollte auch die Einsicht am tiefsten getroffen haben. Unsere Schuld, Überhebung und Unwissenheit, war eine barbarische Verletzung der Idee des Menschen.

Unbelehrbare alte und unbelehrte neue Barbaren predigen uns heute, daß es diese Idee, die Idee des Menschen, nicht gäbe. Sie sei untergegangen im Blut, sie sei ein heuchlerischer Bürgertraum, sie sei längst ersetzt durch ahumane Artistik oder durch Yogaübungen. Wer an sie glaube, sei provinziell. Sicherlich, wir alle, die heute und immer an die Idee des Menschen erinnern, gehören zur päd-

agogischen Provinz Weimars. Aber wir bedürfen keiner Zitate aus alten Büchern, um unsere Sache zu beweisen und zu führen. Wir wissen, daß die Tugenden des Menschen keine Trugbilder sind, sondern selbstbewußte Tüchtigkeit, praktische Existenz, höchst unbedürftig jeder ideologischen Normierung, die sie nur ihrer Natur entfremden könnte. Was auch die Ideologen in ihrer Beschränktheit auf ein angeblich alleinseligmachendes Weltmodell immer aus uns machen wollen, Herrenmenschen oder Sowjetmenschen, kein theoretisch erfundener Menschentyp kann uns nach den Erfahrungen des blutgetränkten 20. Jahrhunderts taugen, dem es an Menschlichkeit in je einer Weise gebricht. Und kein politisches System kann uns taugen, das auf die sokratische Frage nach seiner Berechtigung mit dem Todesurteil antwortet, keines auch, dessen Moral vor dem fordernden und versöhnenden Mythos von Golgatha nicht bestünde.

Ein neues Publikum der Kunst

Wir, Bürger der technifizierten Welt, sind keine Affenhorde, deren Bewußtsein allein von ihrem Sein bestimmt wird, sondern Menschen — begabt mit der geistigen Überlieferung vieler Epochen —, die ihr Sein selber bestimmen können, indem sie es sich bewußtmachen. Dabei geben wir uns nicht der Illusion hin, daß die Barbarei ein historisch überwindbarer Zustand sei. Wir wissen es: Sie ist allezeit mitten unter uns. Sie erfindet immer neue Masken, mit denen sie uns täuschen will. Sie gibt sich den Namen Rechtgläubigkeit oder Wissenschaft, Realpolitik oder Zukunft, wenn sie uns nur übertölpeln kann. Uns bleibt nur übrig, sie täglich zu schlagen, sie in Schach zu halten wie Caliban; denn sie wird immer wieder gegen uns, vielleicht in uns, aufstehen mit Gewalt und den Lockungen der Macht. Der Kampf zwischen Barbarei und Kultur ist, wie Goethe sah, die eigentliche Dialektik der Weltgeschichte, vor der alle Theoreme blaß und hausbacken werden und nur die moralische Praxis gilt.

Im Kampf zwischen Barbarei und Kultur — auf welcher Seite stehen wir? Jede rasche Antwort wäre falsch. Selbsterforschung bleibt uns nicht erspart.

Wir haben in unserer Zeit den Menschen in einer erschreckenden Entfernung von seiner Idee gesehen: als Henker, als Totschläger, als Spitzel, als Denunziant, als Vergewaltiger, als Machtbesessenen. Die Bestie im Menschen hat uns ihre widerwärtigen Gesichter gezeigt. Was war die von den politischen Moralisten der zwanziger Jahre mit so viel Emphase bekämpfte Selbstentfremdung des Menschen im mechanisierten Arbeitsprozeß gegen jene fürchterlichen Selbstentfremdungen, die eine braune Diktatur, die Greuel des Krieges und danach eine rote Diktatur uns vor Augen geführt haben! Die soziologisch bewußt gewordene Selbstentfremdung des Menschen vor der Maschine ist mit der zunehmenden sozialen Qualifizierung der freien Demokratie aufzuheben. Um aber die Fratzen der Unmenschlichkeit aus der mit uns geschehenden Geschichte zu verbannen, bedarf es einer sittlichen und geistigen Selbst-Qualifikation des einzelnen, durch die er jede die Barbarei heraufführende Situation, also auch die Diktatur in jeder Form, schon in den durch Propaganda kaschierten Anfängen erkennt und ihr zuwiderhandelt. Wir können unseres Nachbarn nur sicher sein, wenn die in ihm angelegte Idee des Menschen als Selbstbewußtsein und Selbstgefühl zu handeln versteht, wenn er sich nicht mehr manipulieren, nicht mehr als Material zu irgendwelchen Zwecken mißbrauchen läßt. Zu solchem Ziel dient in Recklinghausen die Kunst einem neuen Publikum, ein neues Publikum der Kunst.

Ein Bild des Ganzen gewinnen

Trotz aller schrecklichen Erfahrung können wir nicht die gläubige Gemeinde jener intellektuellen Hasenfüße sein, die uns das Zeitalter der Angst in die Ohren schreien, um sich sodann zu sinnfreien ästhetischen Spielen zurückzuziehen. Wir brauchen uns ihre Manien und Manierismen nicht bis zum Überdruß vorzuspielen, um zu wissen, daß hier zu sein allemal ein risikovolles Unternehmen ist. Doch eben ein Unternehmen, unternommen von jedermann gegen die latenten Bedrohungen des Lebens, gegen das Nichts, gegen den Tod. Und wie es scheitern oder glücken könne, das ist die Frage, die uns allein interessiert.

Mandmal scheint es, als sei die künstlerische Moderne in fast hysterischem Eifer gefesselt durch das Spiel mit der Atomisierung

aller Formelemente, fasziniert von der Penetranz, mit der plumpe Materie eine eigene Sprache vortäuscht, verstrickt in ein Netz von Reizeffekten, das nur unsere Nervosität, nicht unsere Phantasie ans Licht bringt.

Der geistige Raum der Kunst ähnelt heute sektorenweise einem Sandkasten, in dem uns nur noch der atomare Untergang — und seine ästhetischen Reize — vorgespielt werden, jedoch keine der großen Rebellionen mehr, mit denen die europäische Kunst seit Homer Mensch und Gesellschaft immer wieder schöpferisch umgeformt hat. Aber Nietzsche schon, das Radargehirn des heraufziehenden Nihilismus, sah im Luxurieren der Einzelheit ein Verfallszeichen, eine zunehmende Erblindung für den Umriss des Ganzen.

Das Ganze, wir sehen und wissen heute kaum, was es ist und wie es werden könnte — in unserer inneren Person nicht, in der Kunst nicht, in Staat und Gesellschaft nicht. Verhaltensmechanismen und disponierende Organisationen gelten allzu vielen als die Bürgen ihres armseligen Glücks. Darum ist der Versuch, uns ein Bild des Ganzen zu gewinnen, aber nicht als politisches Idol, sondern als den spannungsvollen Raum unserer Existenz, mit einem Wort das Programm von Recklinghausen.

Da steht die Kunst und ihr Publikum Stirn an Stirn, um einander zu geben und zu nehmen, um einander zu verpflichten. Und vielleicht, so ist zu hoffen, begreift die Kunst sich dabei wieder als ein gesellschaftliches Formelement, als das entscheidende, an dem die boshafte Dummheit der Barbarei Widerstand findet.

Europas Chance: der einzelne

Verstehen wir uns richtig: Wer könnte die Augen schließen vor der Atomexplosion am Horizont — aber wer wäre feige genug, sich die Atombombe als den neuen Gott in den Himmel hängen zu lassen? Europa liegt heute scheinbar als Niemandsland zwischen den Raketenbatterien zweier Machtblöcke, und doch wird sein Schicksal nicht auf fremden Generalstabskarten entschieden, sondern in jedem einzelnen von uns. Europa wird kein Niemandsland sein, wenn so viele wie möglich mit uns sich entschließen, jemand zu werden. Der einzelne, in dem Freiheit und Sicherheit gegründet sind, er ist die Chance Europas. Ihm wird das Haus in Recklinghausen gebaut. Im Schrecken des letzten Krieges, sagte ich, ging die Vorgeschichte Europas zu Ende, erschöpfte sich die primitive Epoche des Nationalismus, die Selbstübertreibung der Nationalstaaten in ruinierende Expansionen, von denen manch eine nur in Szene gesetzt wurde, um der Intention einer gerechten Gesellschaft zu entlaufen. Diese Intention einer gerechten Gesellschaft ist mit uns an der Zeit, sie ist unausweichlich. Sie ging vor einem Jahrhundert hervor aus dem moralischen Prinzip der Arbeiterbewegung. Die Zeit hat sie geklärt, nicht verworfen. Noch einmal hinter die Schule der Geschichte zu laufen, wird uns nicht gelingen, es sei denn um den Preis, von neuen Diktatoren in Dunkelarrest genommen zu werden. Wir mußten wieder an jenem Punkte beginnen, den uns die Dialektik der Ereignisse und die blutige Maßlosigkeit ideologischer Experimente verwischt hat: bei dem Versuch, den humanen Zweck der Gesellschaft zu bestimmen, Ethik in Politik und Politik in Kultur umzuwandeln.

Unser Auftrag ist große Überlieferung und von brennender Aktualität. Faschismus oder Kommunismus sind nur Zwischenstadien seiner Verirrungen in den Schamanenglauben an die totale Macht, deren Gesetz es ist, alles zu verderben. 1848 trat das moralische Prinzip der Arbeiterbewegung aus dem klassischen Humanismus in die änderungsbedürftige gesellschaftliche Realität ein. Es war ein tragischer Moment europäischer Geschichte, als gegen diesen sozialen Ansatz neuer Freiheit die bäuerlichen Analphabetenheere des Absolutismus sich mobilisieren ließen. Auf den Barrikaden von Berlin und Wien wurde 1848 die Realgewalt des Weimarschen Humanismus zusammengeschossen. Erst im Jahre 1918 schien unser Volk reif genug — und nicht durch das auf Besitzklassen gegründete Wahlrecht und Schulsystem, sondern durch die aufklärerische Anstrengung der Arbeiterbewegung —, erst 1918 schien unser Volk reif, sich in der Republik eine neue Staatsform und in der Weimarer Verfassung eine freie Ordnung zu geben. Aber es versenkten seinen Sieg an den nächsten starken Mann. 1933 wurde sichtbar, daß es der ersten deutschen Republik nicht gelungen war, ein demokratisches Staatsbewußtsein, eine freie Staatsmoral im einzelnen Staatsbürger zu wecken, seiner politischen Urteilskraft soweit aufzuhelfen, daß er zur Verteidigung seiner Freiheiten und Rechte

bereit gewesen wäre. Schon 1932 genügten ein Leutnant und zwei Mann, um die rechtmäßige Regierung in Preußen vor der heraufkommenden Diktatur zur Kapitulation zu zwingen. Nicht an der Wirtschaftskrise scheiterte die Demokratie von Weimar, sondern am Mangel an Demokraten. Der 20. Juli 1944 war dann die tragische Spätszündung einer Erkenntnis, die in den Parteibüros und Fraktionszimmern der Linken und der Mitte schon vor 1933 aufgedämmert, doch ohne politische Konsequenz geblieben war. Sie ging fehl. Die Toten von 1944 sanken zu den Toten von 1848. Und die Toten des 17. Juni 1953 sind die jüngste blutige Erinnerung an jenes noch immer unerreichte Ziel, dem wir mit unserem Denken und Tun Wirklichkeit geben müssen: die deutsche Demokratie.

Soziale Qualifikation der Demokratie

Gewiß, wir haben sie, die Demokratie, aber wir haben sie als eine Aufgabe, die wichtiger und schwieriger zu bewältigen ist als ein Raketenschuß zum Mond.

Hier liegt das letzte, das politische Motiv der Ruhrfestspiele. Die Ruhrfestspiele wollen dazu beitragen, daß aus Spezialisten dieser oder jener Funktion Menschen, aus Menschen Bürger eines demokratischen Staates werden.

Die Form der Demokratie wurde uns von den Siegern des letzten Krieges mitgebracht. Ihr Absendedatum lautet auf 1789, sie ging 1933 als unbestellbar zurück, jetzt soll sie endlich ankommen. Und es liegt allein an uns, der gegebenen politischen Form den auf unser Land und seine Verhältnisse bezogenen sozialen Inhalt zu geben. Wir sind in dieser Bemühung, in diesem Prozeß, bisher nicht unglücklich gewesen. Die Gewerkschaften haben dem Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmer in wichtigen Industriezweigen zu Gesetzeskraft verholfen. Ihr politisches Gewicht ist eine sichere Garantie dafür, daß die soziale Qualifikation der Demokratie von Möglichkeit zu Möglichkeit fortschreitet. Und damit werden jene ideologischen Affekte, die die zwanziger Jahre politisch vergifteten, museal. Die soziale Auseinandersetzung zwischen den wirtschaftlichen Interessengruppen läuft heute über eine staatspolitische Bilanz. Die errechnete Gerechtigkeit ist auch die Zweckmäßigkeit und der Fortschritt. Wir sind auf dem Wege zur Wirtschaftsdemokratie, langsam, aber beharrlich. Am Ende dieses Weges wird die Arbeit ihren gesellschaftlichen Sinn wieder selber einsichtig machen, wird der Mann am Fließband oder an der Schalttafel seinen Handgriff im Zusammenhang mit den wirtschaftlichen Bedingungen seiner Freiheit und Sicherheit begreifen.

Die Mitbestimmung in Staat und Wirtschaft wurde und wird allein möglich durch die Solidarität des kämpfenden Kollektivs. Den nächsten Schritt aber, den Schritt über die Schwelle des geistigen Raums, den Schritt zur Selbstbestimmung seiner Individualität, muß jeder selber tun. Die Arbeiterbewegung, an ihrem geschichtlichen Ort Recklinghausen angekommen, übereignet jedermann das Schlüsselbund zu allen Türen dieses sozialen Wohnhauses »Kultur«. Wer nicht aufschließt, bleibt trotz Kleinwagen und Fernsehempfänger arm, ein Prolet.

Vergeistigung der Massen

Wir stehen heute an dem Wegzeichen, wo der Demokratie ihre wichtigste Aufgabe unübersehbar auf dem Feld der Kulturpolitik, im politischen Dienst an einer gesellschaftlichen Kultur gestellt wird. Wer anders aber als die Gewerkschaften, wer vor ihnen könnte die Verantwortung und die Gewähr dafür übernehmen, daß die »Vergeistigung der Massen«, von der Albert Schweitzer sprach, als der überragende Auftrag der modernen Demokratie begriffen wird, daß er die Hilfsbereitschaft der Besten an sich zieht und daß jede Generation, die an der Demokratie als freiester politischer Form des Zusammenlebens weiterarbeitet, diesen Auftrag aufnimmt. Denn, so sagt Albert Schweitzer: »Der letzte Entscheid über die Zukunft einer Gesellschaft liegt nicht in der größeren oder geringeren Vollendung ihrer Organisation, sondern in der größeren oder geringeren Wertigkeit ihrer Individuen.«

Jedes ironische Lächeln über unser idealistisches Programm können wir lächelnd abwehren. Wir wissen recht gut, daß die Gaben der Menschen, ihre Disposition zu geistiger Kultur, von Geburt verschieden bemessen sind. Wir trauen jedoch auch der Erfahrung, daß jedem Menschen die Möglichkeit gegeben ist, in eine geistige Übereinstimmung mit seiner Natur zu gelangen, dem Arbeiter wie dem Philosophieprofessor. Es ist heute, in der beginnenden »Frei-

zeit-Gesellschaft«, jedermann möglich, den Entwurf seiner inneren Person auszuarbeiten, eine Individualität nach seinem unwiederholbaren Maß, und das heißt, ein Unteilbares zu werden. Wenn dieser Jedermann die Frage, woran er sich halten solle, in seiner Natur und kraft seiner inneren Freiheit beantwortet findet, dann braucht sein Nächster nicht mehr um seine äußere Freiheit zu fürchten.

Daß wir ein Volk von Philosophen werden, ist undenkbar. Aber es bedarf erstens kulturpolitischer Arbeit an uns, damit wir nie wieder ein Volk von Staatssklaven werden. Gestern verdarb die Politik den Charakter, heute kann uns Charakterlosigkeit die Politik verderben. Und als Charakterlosigkeit sollten wir nicht nur die schiere Lumperei, den Tanz der Minderwertigkeitskomplexe um das goldene Rindvieh der Macht verstehen, sondern nach dem griechischen Ursprung des Wortes Charakter auch die Ungeprägt-heit der Hirne und der Seelen, jene leeren Tafeln, auf die dann plötzlich jeder Kraftmeier seine Hakenkreuze oder andere Wunderzeichen schreiben kann.

Charakter, Prägung aus dem Geist, sind zur Demokratie unabdingbar gefordert. Und sie kommen nicht aus dem normierenden Schulungsabend, auf dem ideologische Schulmeister, die selbst ihre Selbstbestimmung an ein Schema verkauft haben, die Welt mit Brettern vernageln.

Charakter, Prägung erwarten wir aus der freien Anschauung der Welt, die sich in den Künsten darstellt, aus dem unaufhörlichen Spiel vom Glanz und Elend des Menschen, das durch uns hindurchgeht als ein Strom der Erkenntnis und Selbsterkenntnis; Charakter ist nicht die Summe von »lernen, lernen und noch einmal lernen«, er bildet sich aus Reinigung und Erneuerungen, aus dem schöpferischen Erlebnis.

Ruhrfestspiele: Um den rechten Weg ringen

Die Ruhrfestspiele sind seit Beginn ein Symbol für alle Arbeit auf eine gesellschaftliche Kultur zu. Ihr sozialer Avantgardismus unterscheidet sich von anderen Festspielen, bei denen die elegante Welt sich trifft.

Die Ruhrfestspiele sind jedoch kein Aufmarschplatz irgendeines »Proletkults«. Die Neugierde auf alle Leistungen und Beunruhigungen aus der schöpferischen Energie des Zeitgeistes hält ihren Horizont offen.

Im Spiel das Beispiel zu entdecken, im Bilde die bildende Energie zu empfinden, im Klang den Resonanzboden der eigenen Gefühle zu üben — alle Befreiungen und Seinsvermehrungen der Kunst dienen in Recklinghausen dem natürlichen Ziel des Geistes: die Mutprobe auf sich selber zu bestehen.

Die Ruhrfestspiele wollen mit dem auf Maß und Gerechtigkeit gerichteten Enthusiasmus der Vernunft mitarbeiten am Entwurf des zeitgenössischen Menschen, am Entwurf seiner Gesellschaft und am Entwurf seiner Republik. Der Forderung des Tages zu genügen, bedürfen sie der Aktualität der Jahrtausende. Sie geben

uns die Antigone von Sophokles und den Diego von Camus zu Nachbarn, mit denen wir über unsere eigene Situation beratschlagen können. Diese Nachbarn leben uns vor, was in uns ist als unser eigenes Leben. Sie sind uneigennützig, sie wollen keine Macht, nur Verwandlung, Steigerung. Sie stehen mit uns gegen jede entwürdigende Tyrannei in und außer uns, die uns, alle, zu Sklaven will, auf Kosten unseres Lebenssinns.

Die Ruhrfestspiele sind — alles in allem — eine Pflanzstätte der Freiheit. Sie sind eine Antwort auf die östliche Herausforderung zum friedlichen Wettbewerb zwischen den Gesellschaftssystemen, eine der erfolversprechenden Antworten auf jene unsere Zukunft entscheidende Herausforderung, der sich auf unserer Seite nicht stellt das Gespenst des 19. Jahrhunderts, der Kapitalismus, wie unsere Gegner noch glauben möchten, sondern ein freies, das dem modernen Menschen dienlichste System: die soziale Demokratie. Im Angesicht dieser Herausforderung sind alle rebellierenden Köpfe, die der Barbarei das Spiel gegen den Menschen verderben wollen, sind alle Arbeiter der Kultur am Schreibtisch und im Atelier, in Bibliotheken, Museen, Volkshochschulen, Theatern und Konzertsälen, sind alle Intellektuellen, die nicht verlernt haben, dem Menschen ins Gesicht zu sehen, einander bestimmte Bundesgenossen.

FRIEDLAND

Das erfreuliche Echo auf unseren Aufruf zu Weihnachten hat uns hoffen lassen, die Betreuungsarbeit an Flüchtlingen und Aussiedlern für das ganze Jahr 1960 nachhaltig unterstützen zu können. Infolge der unmenschlichen Kollektivierungsmaßnahmen in der Sowjetzone ist der Flüchtlingsstrom in den letzten Monaten jedoch wieder so erschreckend angestiegen, daß die für das ganze Jahr 1960 vorgesehenen Mittel der Friedlandhilfe inzwischen fast verbraucht worden sind.

Darum geht an alle die erneute Bitte: Helfen Sie, der großen Not unserer Landsleute zu steuern, indem Sie der Friedlandhilfe e. V. ausreichend Geld- und Sachspenden zuschicken. Die Not ist besonders groß, weil die meisten Flüchtlinge ohne jegliche Habe in Westberlin und in Westdeutschland eintreffen.

Bitte die Geldspenden, die steuerlich begünstigt sind, an das Postscheckkonto Köln 1165 zu überweisen und Sachspenden an die »Friedlandhilfe e. V.«, (20b) Friedland/Leine, zu senden.

Unsere Großväter und Väter glaubten an die Parole, daß Wissen Macht sei. Am Ende stand der diabolische Machtkult, die Moskauer Polizeiwissenschaft gegen die Freiheit.

Wir sind bescheidener als unsere Väter, denn es widerstrebt unserer Überzeugung, andere mit Wissen zu übermächtigen. Aber wir sind auch unbescheidener; denn wir wollen alle Gedanken, Empfindungen und Träume erfahren, aus denen Menschen je gebildet sein können, um unserer selbst mächtig zu werden. Also heißt unser Wort, das Wort zum Beginn der 14. Ruhrfestspiele in Recklinghausen: Bildung macht frei.

Kulturelle Einheit Deutschlands

Fortsetzung von Seite 11

politisches Problem von der Tagesordnung internationaler Konferenzen abgesetzt werden könnte; es geht auch nicht allein darum, auf das Recht der Selbstbestimmung auch für unser Volk hinzuweisen. Natürlich muß es eines Tages auch für unser Volk gelten, so wie es für andere Kontinente gilt. Aber neben diesen politisch und völkisch ausgerichteten Gedankengängen müssen wir einsehen, erkennen, daß die politische Zerklüftung noch länger andauern kann, als es irgend jemandem von uns lieb sein kann. Dann kommt es gerade für diese Zeit darauf an, jeden menschlichen Kontakt zu pflegen, alles zu tun, auch wenn es keine politischen Nebenwirkungen für uns erzielt, um, falls möglich, durch technische und praktische Regelungen das Leben der Menschen auch drüben ein wenig zu erleichtern und die geistigen, die kulturellen Kontakte dort zu pflegen, wo sie ohne Mißbrauch durch die Gewaltherrschaft auf der anderen Seite gepflegt werden können. Wo das nicht möglich ist, da müssen wir in der Bundesrepublik und in Berlin das weitertragen und das weiterentwickeln, was uns als geistiges Erbe dieses Landes und dieses Volkes anvertraut ist, wohlwissend aber darum, daß es kein bundesrepublikanisches, sondern daß es ein gesamtdeutsches Erbe und eine Verpflichtung gegenüber unserem ganzen Volk einschließt der 17 Millionen auf der anderen Seite der Zonengrenze ist.

Um den rechten Weg ringen

Begegnungen, wie diese hier in Recklinghausen, erinnern uns in der Hast unseres täglichen Lebens an die wesentlichen Dinge, auf die es ankommt. Wir müssen uns auseinandersetzen, wo immer

Interessen ausgetragen und aufeinander abgestimmt werden müssen; gewiß, wir müssen immer wieder miteinander ringen, um den rechten Weg für die kleinere und die größere Gemeinschaft und wir wissen dabei, wie sehr es des Ringens und des sich Auseinandersetzens gerade in den Bereichen des Geistigen und des Künstlerischen bedarf, weil es dort zur Erstarrung kommt, weil alles schematisch wird, formelhaft wird, Instrument wird einer politischen Herrschaft, so wie wir es früher einmal erlebt hatten und heute unter anderer Firmenmarke wieder beobachten. Wir sollten uns aber auch daran erinnern, daß es gerade aus der über den Tag hinaus wirkenden Sicht der Dinge Notwendigkeiten des Zusammenrückens und des Zusammenstehens in unserem Volke gibt. Das gilt für die Fragen unserer nationalen Existenz, das gilt ebenso für die Fragen unserer geistigen und unserer kulturellen Einheit. Ich hoffe, daß wir als Volk die Proben bestehen werden, die uns noch bevorstehen. Wir werden sie gewiß nicht bestehen durch die alleinige Konzentration auf die Fragen unseres materiellen Wohlergehens. Das muß eingeordnet werden in die geistige Entfaltung eines mündig gewordenen Volkes, das aus den Werten einer mehr als zweitausendjährigen abendländischen Kulturgeschichte schöpft, das in sich aufnimmt, was Gutes gedacht und geträumt und geformt wurde überall in der Welt. Wir müssen uns eingeordnet wissen in die weltumspannenden, ideenmäßigen Zusammenhänge. Wir müssen den Mut zum Kleinsein haben in den Dingen der äußeren Macht, um vielleicht dadurch um so größer zu werden in den Dingen des Glaubens im vielfältigsten Sinne des Wortes, in den Dingen des Ideenhaften, des Geistigen, dessen was über den Tag hinauswirkt, was von uns weiter ausstrahlt auf jene, die einst die Geschicke unseres Volkes tragen werden.

Neues Ledigenheim

Der funktionelle Baustil unserer Tage hat – wenngleich auch in abgeschwächter Form – endlich auch in Witten-Annen Einzug gehalten; er wirkt beinahe kühn in diesem Fleckchen Ruhrrevier, das noch vor wenigen Jahren einen durchaus ländlichen Charakter hatte, trotz Gusstahlwerk und Eisenwerk.

In aller Stille zog am 18. Juni der erste Mieter in das neue Ledigenheim des Annener Gusstahlwerks. Im Winkel zwischen Salinger Straße und Im Wullen liegt es ein wenig versteckt zwischen alten Bäumen, die langgestreckte Front mit ihren vielen Balkons durch neue Wohnhäuser leider teilweise bereits verbaut. Aber die Bauwelle hat auch Annen erfaßt; allenthalben wachsen Wohnblocks aus der Erde.

Der Neubau eines Ledigenheimes war notwendig geworden, da das bisherige Ledigenheim in den Höfen nicht mehr ausreichte. So erbaute die Rheinisch-Westfälische Wohnstätten AG unter Mitfinanzierung der Ruhrstahl AG das neue Heim, in Form und Farbgebung modern – ohne auf Annens Bürger schockierend zu wirken –, zweckmäßig und geräumig.

75 Betten stehen zur Verfügung, verteilt auf 28 Zweibett- und 19 Einbett-Zimmer. Das Haus ist – mit Blick auf die Zukunft – bereits in Wohnungseinheiten von $3\frac{1}{2}$ und $4\frac{1}{2}$ Zimmern aufgeteilt. So entsteht schon jetzt eine gewisse intime Atmosphäre, die in den Bewohnern die Vorstellung weckt, sie lebten in einem Privathaushalt. Zu jeder „Wohnung“ gehört ein Wasch- und Duschaum; jeweils für mehrere Wohnungseinheiten gemeinsam dient ein Kochraum mit elektrischen Kochgeräten (s. auch S. 20).

Drei Aufenthaltsräume, im Bauernstil eingerichtet, animieren geselliges Beisammensein in behaglicher Umgebung. Hier kann man Besucher empfangen (die Zimmer sind off limits), hier soll Skat gedroschen und – im großen Aufenthaltsraum – natürlich „ferngesehen“ werden. Für den sportlichen Ausgleich sorgt ein Tischtennisraum. Die Freizeitgestaltung ist also bestens programmiert.

Inzwischen ist das neue Ledigenheim fast gänzlich vermietet. Das Urteil der ledigen Ruhrstahler ist beinahe beängstigend gut. Hausverwalter Paul Werner, der schon dem alten Ledigenheim vorstand, achtet in bewährter Weise auf Zucht und Ordnung in „seinem“ Hause. Das gehört dazu, bedenkt man die Vielzahl und unterschiedliche Mentalität der Bewohner im Alter zwischen 20 und 50, die hier fürs erste ein Zuhause finden sollen.





Die Sonne schien, als am 2. Juni Altbundespräsident Prof. Heuss im Recklinghäuser Stadtgarten – mit Beifall empfangen – erschien, um gemeinsam mit vieltausend Bürgern der Stadt die Eröffnung der 14. Ruhrfestspiele unter Anhören wohlgesetzter Reden und dem Vollzug des ersten Spatenstichs zum Neubau des Festspielhauses zu begehen.

Marschkapellen musizierten, ein aus Recklinghausens Chören gebildeter Mammutchor sang aus vollen Hälsten gegen den über dem festlichen Trubel kreisenden Hubschrauber des WDR-Fernsehens an, die scharenweise erschienenen Fotoreporter verstellten sich gegenseitig die Objektive, die hohen Herren der Ruhrfestspiele – zu schwarzen Anzügen verurteilt – eilten geschäftig hin und her. Bergknappen, Heimat- und Schützenvereine mit Fahnen und ordensgeschmückten Uniformen bildeten Spalier. Kurz, es war ein buntes, ein quirlendes, ein spektakuläres Bild. „Papa“ Heuss, Ehrenbürger Recklinghausens und Förderer der Ruhrfestspiele, ließ die Organisation gewähren; geduldig hörte er Lobreden auf seine Person, ließ sich von Kindern fotografieren, war ganz Gelassenheit, ein wenig müde zwar, ein wenig überfordert.

In seiner Rede aber blitzte der schwäbische Schalk, verband sich über den Dingen stehender leiser Humor mit guten Wünschen, aber auch Mahnungen an jene, die das Kulturwerk der Ruhrfestspiele im Sinn der Gründer weitertragen, die das Licht des Geistes, das hier gleichsam mit einer Grubenlampe vor 14 Jahren entzündet wurde, bewahren sollen.

Es war ein Volksfest zu Ehren des Altbundespräsidenten – so schien es. Sein Zusammentreffen mit dem amtierenden Bundespräsidenten war Weitergabe der Schirmherrschaft über die Festspiele an Heinrich Lübke, der sich in seiner Festansprache vor der „Macbeth“-Premiere zur Idee der Recklinghäuser Ruhrfestspiele bekannte.

Eröffnung und Son



Der Akzent der Sonderveranstaltung der diesjährigen Ruhrfestspiele lag unüberhörbar auf „Berlin – Forum geistiger Freiheit“.

Die Kunstaussstellung in der Recklinghäuser Kunsthalle war dem Schaffen jener Künstler gewidmet, die in den vergangenen rund 70 Jahren in Berlin arbeiteten und von dort aus – einander ablösend, sich verbindend, aber auch befehdend – die Kunst revolutionierten; sie gingen einen Weg, der von der noch gemäßigten „Berliner Secession“ (1898) des Impressionisten Liebermann, über die „Neue Secession“ (1910) der Expressionisten zu den Fauvisten und schließlich den überholten Ordnungen und Vorstellungen anprangernden Dadaisten führte. Die schwarze Lücke: 1933–45; nur wenige Werke aus dem Exil, dem Unterschlupf. Aber Berlins Künstler fanden sich nach 1945 unter Karl Hofer wieder zusammen, setzten fort, entwickelten weiter. „Berlin – Ort der Freiheit für die Kunst“, Thema der Ausstellung; 205 Werke, Querschnitt durch sieben schöpferische Jahrzehnte.

*

Berlins Willy Brandt sprach am 11. Juni auf dem Recklinghäuser Marktplatz; von hier sprach vor acht Jahren schon Berlins unvergessener Ernst Reuter, stimmungswaltiger Mahner und Kämpfer für die Freiheit Berlins. Die Brandt-Rede war ein Politikum – wie jede Demonstration für Berlin ein politisches Bekenntnis ist.

Aber ein Kulturwerk wie die Ruhrfestspiele darf, kann nicht Kunst um der Kunst willen zum Inhalt haben; es muß Stellung beziehen, muß Ausdruck demokratischer Entwicklung sein, die nicht im Vakuum, sondern letztlich nur im politischen Raum und damit in der ideologisch-geistigen Auseinandersetzung unserer Zeit sich vollziehen kann.

*

Die Studenten des Theaterwissenschaftlichen Instituts der Freien Universität Berlin führten zwei Schauspiele auf, die vor allem der Recklinghäuser Schuljugend Gelegenheit geben sollten, Avantgardisten des Theaters zu erleben: Ernst Tollers 1925 entstandener „Hinkemann“, ein expressionistisches Stück des Unbehagens, Polemik gegen Krieg, ideologische Verwirrung, menschliche Vereinsamung; Arthur Adamovs 1945–47 geschriebenes Stück „Das Rendezvous“; Theater des Absurden; Motiv: unablässiger Leerlauf scheinbarer Aktion, scheinbarer Beziehungen der Menschen zueinander; Quintessenz: Ein Höchstmaß an Betriebsamkeit versteckt ein Höchstmaß an Stagnation. Auch dies ein Stück des Unbehagens, ebenfalls am Ende eines großen Krieges entstanden. Parallele? Die literarische Qualität der Stücke ist umstritten. Der Mut, sie aufzuführen, ehrt das Studentenstudio. Doch leider sahen Dramaturgie und Regie vor lauter Wald die Bäume nicht. Schade.

Die im Anschluß an die Aufführungen durchgeführte Diskussion zwischen den Berliner Studenten und dem zumeist jugendlichen Publikum mußte scheitern, weil auch geistig aufgeschlossene Oberschüler mit Toller oder Adamov einfach überfordert sind. Wer trägt daran die Schuld?

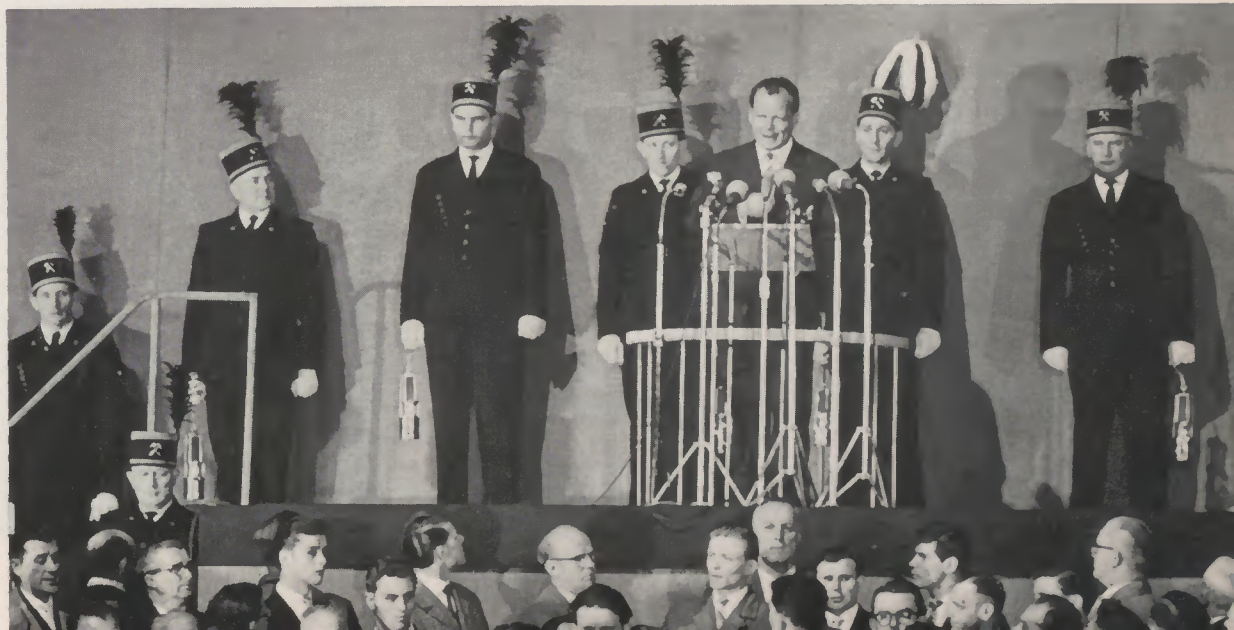
*

Das „9. Europäische Gespräch“ unter dem Thema „Kultur zwischen Organisation und Politik“, stand zunächst unter der Leitung des Berliner Kultursenators Prof. Tiburtius, dann des Heidelberger Soziologen Prof. Alexander Rüstow. Es lief im wesentlichen vor Feuilleton-Journalisten, Kulturfunktionären der Gewerkschaften, Lehrern und sonst mit Kultur befaßtem Publikum ab. Das Gespräch, eingeleitet durch das komplexe, brillant formulierte, doch für den Alltagsgebrauch leider ungeeignete Hauptreferat – die Diskussionsgrundlage – der Genfer Philosophieprofessorin Jeanne Herrsch erschöpfte sich nach dreitägigem Diskutieren eigentlich in dem Ergebnis, das die Zeitung DIE WELT unter dem Tenor „Nur nichts komplizieren“ zusammenfaßte. So nämlich lautete die Faustformel der nicht mit den höheren Weihen der Philosophie gesalbten Diskussionsteilnehmer aus dem Publikum; und diese sind es schließlich, die im täglichen Leben – zwischen den Mahlsteinen der Organisation und Politik – Bildungs- und Kulturarbeit leisten müssen.



Sonderveranstaltungen der Ruhrfestspiele

Großer Bahnhof: Die Eröffnung der diesjährigen Ruhrfestspiele stand im Zeichen ihres einstigen Schirmherrn, Prof. Heuss (oben links, v. l. n. r.: DGB-Vorstand Tacke, Festspielleiter Burrmeister, Oberstadtdirektor Michaelis und Prof. Heuss). Nach den Reden: Der erste Spatenstich fürs neue Festspielhaus (ganz links). Heuss und Lübke, der alte und der neue Bundespräsident, trafen sich vor der Festpremiere. Für Deutschlands geistige Einheit sprach Berlins Willy Brandt auf dem Marktplatz (r.). Das „9. Europäische Gespräch“ war Kulturphilosophie auf höherer Ebene (ganz oben). Die Berliner Studentenbühne spielte für und diskutierte mit (2. von oben) Recklinghausens Jugend. Ein Versuch





Mit der Premiere von Shakespeares „Macbeth“ wurden die 14. Ruhrfestspiele am 2. Juni im Saalbau der Stadt Recklinghausen festlich eröffnet. Das Publikum erlebte einen großen Theaterabend, eine bis in die Nuancen ausgefeilte Leistung des diesjährigen Ensembles der Ruhrfestspiele. Fünf Wochen intensiver Probenarbeit wurden gekrönt durch den Beifall der mitgerissenen Premieren-gäste. Auch die Theaterkritik versagte der Aufführung nicht ihre wohlwollende Reverenz, doch über nörgelnder Kritik an Einzelheiten verlor sie den Blick für das Ganze, für die vom Regisseur auf der Bühne verwirklichte geistige Durchdringung des Stoffes. Heinrich Koch, Schauspielerektor der Städtischen Bühnen Frankfurt/M., Regisseur und zugleich Dramaturg des „Macbeth“ in Recklinghausen, entschied sich gegen das Klischeekonzept eines als Ehrgeizling gezeichneten Macbeth, eines Usurpators königlicher Macht, den der Hybris Verblendung schließlich fällt. Koch führt das Drama zurück auf die psychologisch-mystischen Urgründe des Menschen: auf das Kain-Abel-Problem, auf die jedem Menschen innewohnenden dämonischen Mächte, auf den Fluch der Kinderlosigkeit zweier Liebender. Koch hat den „Macbeth“ bisher dreimal inszeniert, hat ihn stets von neuem erarbeitet, ausgelotet. Er glaubt an die Gültigkeit seiner Recklinghäuser Inszenierung; sie ist ihm Reflexion Shakespearescher Psychodramatik. – Die Werkzeitschrift hatte Gelegenheit, den Regisseur bei seiner Probenarbeit zu beobachten, mit ihm über die der Recklinghäuser Macbeth-Aufführung zugrunde liegenden Überlegungen zu sprechen. Der folgende Bild-Text-Bericht ist das für unsere theaterinteressierten Leser gewiß aufschlußreiche Ergebnis dieses Blickes hinter die Kulisse.

Sie sitzen im Halbkreis beisammen, mitten auf der großen freien Bühne, sie schwatzen, lachen. Zigarettenrauch wölkt auf im grellweißen Licht der Bühnenscheinwerfer. Und plötzlich ist es, wie wenn ein Funke überspringt; aus dem Wortgetändel wird Diskussion, wird Meinungs-austausch, zielgerichtete Gedankenarbeit: der „Macbeth“ wird geprobt – schon in der Diskussion.

*

Im April fanden sich die Schauspieler in Recklinghausen zusammen, folgten dem ehrenvollen Ruf der Ruhrfestspiele. Sie kamen, um ein Ensemble zu werden, um in fünfwöchiger Arbeit, in ständigem persönlichem Kontakt eine „Macbeth“-Aufführung zu erarbeiten, die sich früheren großen Eigeninszenierungen der Ruhrfestspiele würdig anschließen sollte.

27 Schauspielerinnen und Schauspieler, Mitglieder der bekanntesten westdeutschen Bühnen. Unterschiedliche Temperamente, jedes gewöhnt an die spezifische Atmosphäre seiner Heimatbühne. 27 Darsteller, Choren, Hauptrollen, bekannte Namen, berühmte Stars. Heterogene Charaktere, guten Willens zur Zusammenarbeit – und doch Menschen, voll Schwächen, eitler Launen.

Ihnen, die sich zum Teil noch nicht einmal kannten, in fünf Wochen schöpferischen Ensemblegeist einzuhauchen war das vom Regisseur zu bewältigende Problem. Gelang ihm dies, so konnte er die Schauspieler gemeinsam jenen Weg führen, den er für richtig hielt, um das selbstgesteckte – zunächst nur ihm bekannte – Ziel zu erreichen.

Lange bevor das Ensemble erstmalig zusammenkam, hatte der Regisseur die geistige Vorarbeit für die Einstudierung des „Macbeth“ geleistet: Er wußte bereits, wie die fertige Aufführung Wochen später aussehen mußte. Aus seiner Konzeption des Stückes ergab sich folgerichtig die Rollenbesetzung. Wie viele bunte Steine ein Mosaik voll innerer Harmonie ergeben sollen,

◀ Der Regisseur

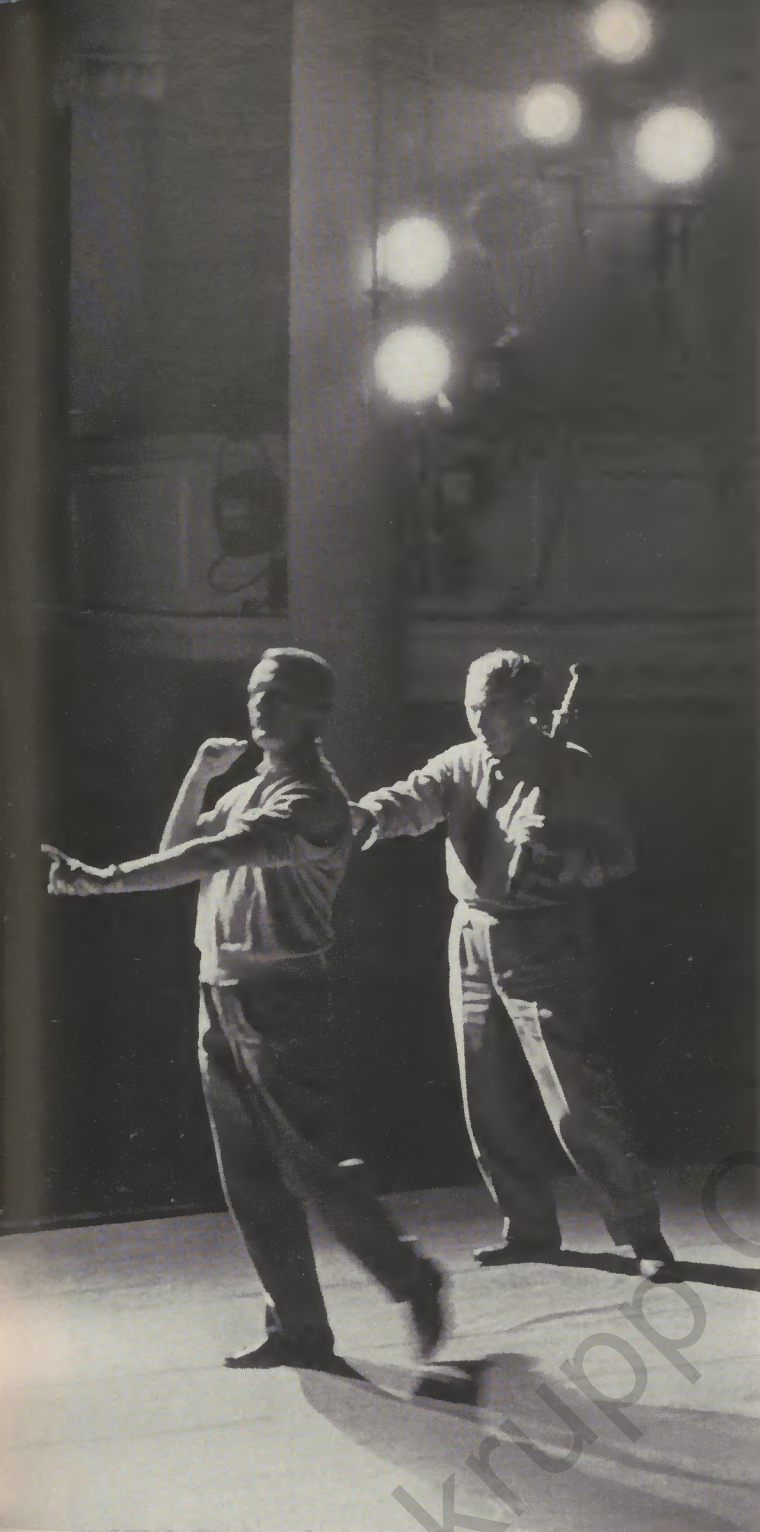
▼ Diskussion

RUHRFESTSPIELE

MACBETH

Reportage einer Probe





▲ aktive Regie

so mußte die Auswahl der Schauspieler schließlich ein in sich geschlossenes Ensemble bilden, in dem auch die kleinste Rolle mit der Sorgfalt einer Hauptrolle besetzt war.

*

Und eines Tages kam der „Macbeth“ auf die Bühne; die Texte waren gelernt, die Leseproben abgeschlossen. Nun begann die Verschmelzung von Wort und Aktion in mühevoller Kleinarbeit. Szene für Szene wurde durchgeprobt, einmal, zweimal, ein Dutzend mal. Zweimal vier Stunden am Tag. Fünf Wochen lang. Dieses Stadium der Einstudierung ist für Schauspieler und Regisseur das interessanteste, fruchtbarste, ist Neuvollzug des dichterischen Wortes. Hier findet auch die Prüfung statt, ob die Autorität des Regisseurs, sein Schöpfungswille auch die Darsteller mitreißt, ob sie formbar werden in seiner Hand, der Star genauso wie die kleinste Nebenrolle. Denn die Inszenierung muß des Regisseurs unverwechselbaren Stempel tragen.

*

Mit dem Textbuch auf den Knien sitzt Heinrich Koch auf einem Stuhl am Bühnenrand, im Rücken das Dunkel des Parketts. Die Probe läuft. Nur wenige Schritte von ihm entfernt nimmt seine Interpretation des „Macbeth“ Gestalt an, verwirklicht sich in



▲ beobachtende Regie

jeder Wortbetonung, in jeder Geste; Umsetzung seiner Auslegung des Stücks in die Bühnenwirklichkeit.

Immer wieder korrigiert er, spielt selber an, begründet, warum grad so – und anders nicht. Und im Lauf der Stunden entwickelt er in Diskussion und Zwiegespräch, in Korrektur und gestalterischer Ermutigung Szene um Szene das Panorama seiner Sicht des „Macbeth“, seiner Inszenierung: Für Koch ist es ein Menschheitsdrama, menschliche Tragödie eines Mannes, Fürsten, der ruhmreich siegend Ordner, guter Diener war des Königs, seines Herrn; der fallen mußte, als er sich verstrickte, hörig den Dämonen seines eigenen Ich: „Heil dir Macbeth, dem künftigen König...“, raunten ihm die Hexen zu. Und Banquo, des Macbeth Freund, erhält – gleich ihm – der Hexen dunkle Prophezeiung: „Könige zeugst du, bist du selbst auch keiner.“ Banquo blieb ungerührt. Doch des Ehrgeiz Stachel drückt den Macbeth; mehr noch die Kinderlosigkeit des Eheweibs: „Gebär nur Söhne mir...“, fordert er umsonst von der Geliebten. So soll denn eine Krone zieren des Macbeth Haupt, auf das der Hexenspruch Erfüllung fände; so will's das liebend' Weib. Das aber fordert Königsmord! Und so geschieht es. Macbeth ist nun verfallen den Dämonen, vollzogen sie doch weltliche Erhöhung seines Ich. Er aber klagt: „Mein Haupt empfing die unfruchtbare Krone; ein

Bitte lesen Sie weiter auf Seite 22



ANNENER
LEDIGENHEIM

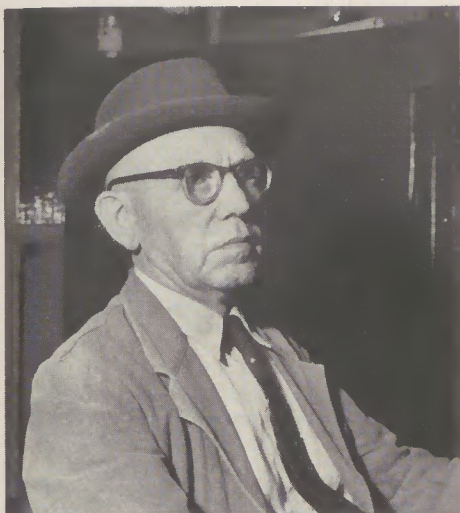
Nach Schichtschluß

Auch ein Ledigenheim kann ein Daheim sein. Zwar fehlt die treusorgende Hand der Mutter, die intim-behagliche Atmosphäre, die nur eine Frau für den Mann zu schaffen vermag. Aber es ist doch ein Domizil für jene Ruhrstahler, die – von irgendwoher in Deutschland – nach Annen kamen, ohne Anhang, ohne Beziehung zu der ihnen vorerst fremden Umwelt. Sie kamen, weil hier gute Arbeit und guter Lohn versprochen wurden. Das Industrierevier zwischen Rhein und Ruhr lockt noch immer die Unternehmungslustigen – wie vor hundert Jahren. In Ledigenheimen finden sie erste Heimstatt, diese Wandervögel des Industriezeitalters. Sie lernen ihre neue Umwelt kennen, schließen Freundschaften, heiraten ein Mädel aus dem Revier, werden vielfach bodenständig. Manche aber schwirren wieder ab, nach einem Monat, nach einem Jahr.

Siegfried Manz und Siegfried Stump (Foto unten), Bohrwerksdreher in der FZ, beispielsweise sind zwei Jungen vom Bodensee, die vor einem halben Jahr nach Annen kamen. Vielleicht bleiben sie hier, vielleicht werden sie eines Tages wieder ihre Sachen packen; sie wissen es wohl selbst noch nicht. Ledigenheime sind Durchgangsstationen, aber ein Zuhause nach Schichtschluß.



50 Jahre im Dienst



Der Meister Wilhelm Bangert konnte am 1. Juni sein goldenes Arbeitsjubiläum auf der Henrichshütte begehen. Vor 50 Jahren trat der Jubilar als Schlosserlehrling in die damalige Abteilung Altes Rohrwerk ein. Nach Stilllegung dieser Abteilung im Oktober 1910 wurde Wilhelm Bangert zur Versuchsanstalt versetzt, wo er seine Lehrzeit beenden konnte. Im Jahre 1913 wurde er als Werkzeugschlosser zur Werkzeugmacherei überwiesen.

Der Werkzeugmacherei blieb der Jubilar bis heute treu. In dieser Abteilung wurde er 1935 zum Vorarbeiter und 1947 zum Meister ernannt.

Der als Fachmann anerkannte Jubilar lebt heute in Holthausen, Aurora 6.

Der frühere Dreher und heute als Werksbote Dienst tuende Wilhelm Hill feierte am 29. Juni sein 50jähriges Arbeitsjubiläum auf der Henrichshütte.

Nach der Absolvierung der Dreher-Lehre war der Jubilar bis 1945 — als er dienstverpflichtet wurde — ununterbrochen als Dreher in der Versuchsanstalt tätig; er wurde jedoch sofort nach seiner Freistellung wieder von der Henrichshütte übernommen und arbeitete bis zum Jahre 1957 als Dreher in der Eisengießerei.

Nach einer Untersuchung durch den Werkarzt 1957 wurde Wilhelm Hill der Wechsel zu einem leichteren Arbeitsplatz empfohlen. Seither tut der Jubilar seinen Dienst in der gewohnten Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit bei den Werksboten.

Der im allgemeinen als stiller und zurückhaltender Mensch bekannte Wilhelm Hill — dessen Vater ebenso Mitarbeiter der Henrichshütte war wie es sein Sohn heute ist — fand einen Freizeitausgleich für die Arbeit im Werk durch Gartenarbeit und Kaninchenzucht. Heute geht er gern mit seinem Enkelkind spazieren; auch der Fußballplatz ist ihm ein liebes Freizeitziel.



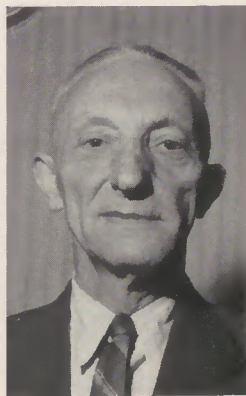
40 Jahre im Dienst

◀ VERWALTUNG

Hans Schmidt
Handelsvertreter
(Pressw. Brackwede)
1. Juni 1960

HENRICHSHÜTTE ▶

Johannes Jost
Werksbote
(Schriftgutstelle)
8. Juli 1960



Ernst Stobinski, Putzer (Stahlputzerei), am 27. Juni 1960

ANNENER GUSSSTAHLWERK

Wilhelm Kathagen, Schlosser (Waggonreparatur), am 12. Juni 1960

PRESSWERKE BRACKWEDE

Walter Becker, Elektriker (Elektrowerkstatt), am 21. Mai 1960

Wilhelm Schürmann, Brenner (Betrieb II), am 17. Juni 1960

Karl Bergmann, Richter (Betrieb II), am 23. Juni 1960



25 Jahre im Dienst

HENRICHSHÜTTE

Erich Höfer, Kranführer (Eisengießerei), am 15. Mai 1960

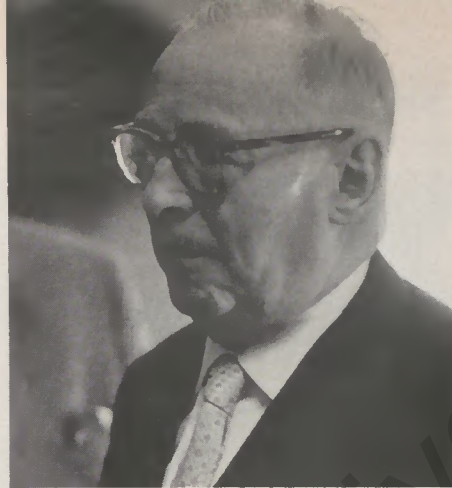
Wilhelm Stefan, kfm. Angest. (Betriebskrankenkasse), am 4. Juni 1960

Heinrich Vogt, Wiegemeister (Werksbahn), am 6. Juli 1960

Philipp Weidenbach, Vorarbeiter (Preßwerk — Rep.-Schlosser), am 23. Juni 1960

Wilhelm Nowack, Bohrer (Bearb.-Werkstatt I) am 25. Juni 1960

Leo Jesko, Manipulatorführer (Hammerwerk), am 26. Juni 1960



Ruhrstahl-Ehrenvorsitz für Dir. Scheifhacken

Auf der Ruhrstahl-Hauptversammlung am 27. Juni auf der Schulenburg bei Hattingen legte Hüttdirektor i. R. Wilhelm Scheifhacken sein Mandat im Aufsichtsrat unseres Unternehmens nieder. Seit Neugründung der Ruhrstahl AG im Jahre 1951 war Dir. Scheifhacken nicht nur ununterbrochen Mitglied unseres Aufsichtsrats, sondern hatte während all der Jahre auch den Vorsitz in diesem obersten Führungsgremium unserer Gesellschaft inne. In Würdigung seiner großen Verdienste um den Wiederaufbau der Ruhrstahl AG wurde dem scheidenden Aufsichtsratsvorsitzer vom Ruhrstahl-Aufsichtsrat der Titel „Ehrenvorsitzer der Ruhrstahl AG“ auf Lebenszeit verliehen.

Wilhelm Scheifhacken wurde am 10. Februar 1877 in Mülheim geboren und begann im Jahre 1891 eine kaufmännische Lehre bei der Zeche Graf Moltke in Gladbeck.

Die Begegnung mit August Thyssen wurde bestimmend für den beruflichen Werdegang des jungen Angestellten. Als sich Thyssen von der Zeche Graf Moltke trennte, ging Dir. Scheifhacken mit zu der Thyssenschen Gewerkschaft Gladbeck, und als diese kurz nach der Jahrhundertwende die AG für Hüttenbetriebe in Meiderich baute, nach dort. Im Herbst 1925 übernahm er als ordentliches Vorstandsmitglied die gesamte kaufmännische Führung dieses Unternehmens.

Nach Gründung der Vereinigten Stahlwerke im Jahre 1926 wurde Dir. Scheifhacken in deren Vorstand berufen; zu seinem Aufgabenbereich gehörte auch der Roheisenverkauf des Gesamtkonzerns. Gleichzeitig blieb er Vorstandsmitglied des Hüttenbetriebes Meiderich, aus dem er erst ausschied, als er 1930 in den Vorstand der neugegründeten Ruhrstahl AG in Witten eintrat. Hier blieb er vier Jahre, die dem Aufbau des jungen Konzerns im Rahmen der Vereinigten Stahlwerke gewidmet waren. Anfang 1934 wechselte er als Vorstandsmitglied zur August-Thyssen-Hütte AG nach Hamborn, wo ihm bis zu seiner Pensionierung im Frühjahr 1944 sämtliche kaufmännischen Abteilungen unterstanden.

Während der vielen Jahrzehnte seines beruflichen Wirkens betätigte sich Dir. Scheifhacken in zahlreichen Verbänden sowie Aufsichts- und Beiräten im VST-Bereich, in denen sein Rat und seine Erfahrung geschätzt wurden.

Wir hoffen, daß dem Hüttdirektor i. R. Wilhelm Scheifhacken, dessen enge Verbundenheit mit unserem Unternehmen durch die Verleihung des Ehrentitels dokumentiert wird, noch viele Jahre in körperlicher und geistiger Frische beschieden sein mögen.

MACBETH - Reportage einer Probe

Fortsetzung von Seite 19



Probenpause

dürres Zepter reichten sie der Faust, daß eine fremde Hand es mir entwinde, kein Sohn es von mir erbe... So muß denn Banquo sterben, „künft'ger Könige Wurzel“ und sein Sohn, der Sproß. Es stirbt der Freund, doch es entkommt der Sohn! Der Mord vergebens? Ein Rasender, ein Kranker nun ist Macbeth, der bösen Mächte Spielball, in den Abgrund treibend. Wahn ergreift ihn, Blut zeichnet seinen Weg. Und immer wieder sind es Kinder die er opfert. Macduff, geflohener Widersacher, durch Macbeth' Schuld Vater toter Kinder, Witwer, spricht es aus: „Er hat keine Kinder... o Höllengeier...“ Erzwungene Orakel der Dämonen geben Macbeth Auskunft, die – da scheinbar positiv – seine Tyrannis weiter steigern: Die Macht in Händen halten, mögen sie auch rot vom Blute der Gemordeten – gezeichnet – sein. Doch die bösen Kräfte treiben unaufhaltsam hin zur Selbstzerstörung: Lady Macbeth stirbt von eigener Hand – umnachtet; und der Kö-

nig – des Orakels Zweideutigkeit nicht achtend – stirbt durch des Rächers Hand, durch den gerechten Macduff. Endlich ordnende Macht des Schicksals; schließlicher Sieg über das Böse.

Ein Drama um die Macht? Heinrich Koch meint: Nein, ein Menschendrama ist es, in dem der Urinstinkt zu töten, die Liebe des Urpaares und der sie erdrückende Fluch der Kinderlosigkeit den Weg des Regisseurs vorzeichnen. In der Unfruchtbarkeit des Weibes – der Lady Macbeth – sind die Motive zu suchen für den verhängnisvollen Ehrgeiz des Macbeth, der zum Sieg der Dämonen über ihn führen muß. Hier liegt der Schlüssel zu diesem menschlichsten und folgerichtigsten Drama Shakespeares.

Das Bühnenbild zum „Macbeth“ war konsequenter Ausdruck dieser Konzeption dieses Dramas: kahle Bühnenfläche, fah-

les Licht, in dem ein weißer Kreidekreis phosphorisierende Funktion erfüllte: des Menschen Schicksalskreis, dämonisch – metaphysische Grenzziehung unseres Seins. Ihn umschritten – der Uhr entgegen – die Hexen, die Dämonen, Heil und Unheil verkündend.

Die sparsamen Dekorationen, Mauerwände und Bänke standen in Kreisform zueinander: wiederholter Schicksalskreis, der sich von Akt zu Akt verengte, bis Macbeth – zum letzten Kampf sich rüstend – fast eingekesselt war von dieser Schicksalsmauer: dräuender Gegenwärtigkeit, nach oben auch der Schicksalsraum begrenzt – durch einen gewaltigen Schild.

Zur Wort- und zur Aktionsregie trat gleichwertig als drittes Element das Bühnenbild, von Heinrich Koch entworfen, von Franz Mertz realisiert, erweitert.

Die „Macbeth“-Aufführung in Recklinghausen war eine Ensembleleistung ersten Ranges. Sie ist aber auch das Ergebnis einer selten intensiven Probenarbeit. Mit beseelter und doch zugleich fast nüchternwissenschaftlich wirkender Genauigkeit diskutierte Heinrich Koch mit seinen Schauspielern das Stück durch; und fast zusehends wuchs es unter seiner Anleitung in die vorgedachte Konzeption hinein. Der Regisseur hatte sein Ziel klar vor Augen, steuerte es auf einem gleichsam geistigen Radarschirm folgerichtig an. Diese innere

Die nächste Ausgabe der Werkzeitschrift erscheint Ende September in verstärktem Umfang. Wir wünschen unseren Lesern bis dahin schönes Sommerwetter und unseren Urlaubern gute Erholung.

Die Redaktion

Souveränität gab ihm die Freiheit, den Schauspielern jenen unerläßlichen eigenen Gestaltungsspielraum freizugeben, der die eigentliche vertrauensvolle Basis ist für echte Teamarbeit, für den Gleichklang von Regie und Darstellern.

Hier war Diskussion – nicht Diktatur des Regisseurs. Die Ausstrahlung pädagogisch-behutsamer, psychologisch-einfühlsamer Überzeugungskraft, die Fähigkeit in die Darsteller hineinzuhorchen, ihre künstlerische Kapazität auszuschöpfen, sie in spannungsgeladene Aktion zu versetzen, ist ein Geheimnis der Regieerfolge Heinrich Kochs. Seiner unaufdringlichen doch stets gegenwärtigen Autorität – fundiert durch eine nicht häufig anzutreffende, tieferinnere Beziehung zu seiner Bühnenarbeit – unterwirft sich jeder, der mit ihm arbeitet. Das gilt für den Star wie für den letzten Bühnenarbeiter. Jeder ist ihm gleich wichtig, ist ihm unentbehrlicher Teil gemeinsamer Leistung, eingeordnet in das Ganze.

Kein lautes Wort auf seinen Proben; Spannungen, wie sie gerade bei der Bühnenarbeit wohl unvermeidbar sind, werden mit leichter Hand, mit persönlichem Verständnis im vertraulichen Gespräch beseitigt, gegenstandslos.

Und wenn die Arbeit einmal stockt, wenn die Konzentration, wenn die Kräfte erlahmen, heißt es: „Nun Kinder, machen wir ein Pauschen.“ Und man setzt sich zusammen, die Schauspieler und ihr Regisseur; man raucht, schwätzt und lacht... Wortgetändel, das plötzlich umschlägt in Diskussion... zündender Funke... die Probe geht weiter...

UNSERE TOTEN

HENRICHSHUTTE

Hans-Joachim Steinkamp	jugendl. Facharbeiter	31. Mai 1960
Oskar Denzer	Dreher	1. Juni 1960
Wilhelm Kampmann	Hilfsarbeiter	7. Juni 1960
Brunislaw Jagla	Pensionär	12. Juni 1960
Franz Volbracht	Pensionär	21. Juni 1960
Karl Reimann	Pensionär	25. Juni 1960
Hugo Ullrich	Kranführer	30. Juni 1960
August Haas	Schlosser	2. Juli 1960
Otto Hill	Pensionär	2. Juli 1960
Paul Lüttenberg	Schlosser	2. Juli 1960
Carl Bolz	Pensionär	3. Juli 1960
Emil Werner	Pensionär	3. Juli 1960

WIR BEWAHREN IHNEN EIN EHRENDES ANDENKEN



PERSONALIEN

Ernennungen

Henrichshütte (am 1. Juni 1960)
Dipl.-Ing. Gerhard Sanders (Walzwerk) zum Betriebsleiter
Erich Schweitzer (Maschinenbetrieb) zum Meister
Erich Sebold (Bearbeit.-Werkst.) zum Meister
Heinrich Berster (Bearbeit.-Werkst.) zum Meister

Brackwede (am 1. Juli 1960)
Dipl.-Ing. Kurt Strater (Werkzeugbau) zum Betriebsleiter

Verwaltung (am 1. Juni 1960)
Dr. Oleg Rothe (Sekretariat) zum Handlungsbevollmächtigten

Auswärtige Büros (am 1. Juni 1960)
Friedrich Hussack (Ing.-Büro Warneke) zum Prokuristen
Dipl.-Ing. Wilhelm Mehlert (Ing.-Büro Warneke) zum Obergeringenieur m. Handl.-Vollmacht

Dir. Graf ist ausgeschieden

Am 30. Juni schied Dir. Wilhelm Graf, seit fünf Jahren kaufmännischer Werksleiter der Henrichshütte, endgültig aus dem Amt aus. Wie wir in der WZ 4/60 berichteten, nahm sein Nachfolger, Dir. Friedrich Sprenger, seine Tätigkeit auf der Hütte bereits am 1. April auf. In der nächsten Ausgabe der WZ werden wir den Berufsweg von Dir. Graf würdigen.

PRESSWERKE BRACKWEDE

Pensionäre besuchten das Werk

Werksleitung und Betriebsrat hatten zum 29. Juni eingeladen, und 74 ehemalige Mitarbeiter der Presswerke Brackwede kamen, um wieder einmal ihre einstigen Arbeitsplätze zu besuchen und den noch aktiven Arbeitskollegen von einst die Hand zu schütteln.

Seit der letzten Betriebsbesichtigung unserer Alten im Sommer 1957 sind im Werk allerdings manche Veränderungen vor sich gegangen, sowohl personell als auch betrieblich: Die Belegschaft der Presswerke ist inzwischen auf über 1500 Mann gestiegen; manch vertrautes Gesicht entdeckte man diesmal bereits in den eigenen Reihen — als Pensionär. Seit 1957 wurde die Elektroschweißerei (Elo) durch einen Anbau erweitert, der Werkzeugbau erhielt eine neue, lichtdurchflutete geräumige Halle; neue Bauplanungen sehen die Verlegung des BII in den BI unter gleichzeitiger Erweiterung dieses Betriebsteils vor; ein Zentralmagazin soll entstehen; ein neues Verwaltungsgebäude soll die kaufmännischen und technischen Abteilungen zusammenfassen, und schließlich steht auch die vieldiskutierte neue Waschkäse auf dem Planungsprogramm.

Die Werksveteranen hörten mit Staunen von diesen Erweiterungsplänen, die der kaufmännische Werksleiter Kleinherne bekanntgab, als er die Pensionäre im Anschluß an die Betriebsbesichtigung auf der „Hünenburg“ mit herzlich-warmen Worten begrüßte.

BR-Vorsitz Heineke entbot den Pensionären Grüße des Betriebsrats. Er drückte seine Freude darüber aus, daß das Pensionärs-treffen im Werk — dank der freundlichen

Pensionierungen

Henrichshütte (zum 31. Mai 1960)
Walter Schmitz, Kranführer (Walzwerk II), Invalide
Max Prohl, Magazinverwalter (Masch.-Bau), Invalide
Gerhard Derriks, Verwiegler (Eisenbahn), Erreichung der Altersgrenze

Henrichshütte (zum 30. Juni 1960)
Johanna Böhlhoff, Kontoristin (Verk. Abrechnung), Erreichung der Altersgrenze
August Kutkat, Vorarbeiter (Hochofen), Erreichung der Altersgrenze
Johann Stöblen, Schlosser (Walzwerk II), Erreichung der Altersgrenze
Paul Haugrund, Ofenwärter u. 2. Pressenmann (Hammerwerk), Invalide

Brackwede (zum 31. Mai 1960)
Wilhelm Kortemeyer, Waschkauwärter (Betrieb I), Erreichung der Altersgrenze
Walter Pferdekämper, Kranfahrer (Betrieb I), Invalide

Annen (zum 30. Juni 1960)
Josef Wietfeld, Schmied (Werkzeugmacherei), Erreichung der Altersgrenze

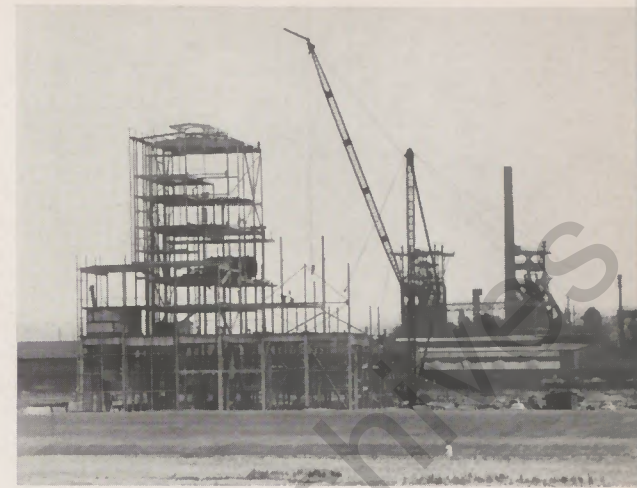
Wechsel in der WLT Annen

Dir. Albert Kalkert übernahm am 5. Juli die technische Werksleitung des Annener Gussstahlwerks. Dir. Dipl.-Ing. Pohl, technischer Direktor seit 1955, ist zur Zeit als Geschäftsführer der Hille Werkzeugmaschinen GmbH und der Ruhrpumpen GmbH tätig. In der nächsten Ausgabe der WZ werden wir Dir. Kalkert unseren Lesern vorstellen.

Bereitwilligkeit der Werksleitung — hat verwirklicht werden können. Er meinte — und das mit Recht —, daß jeder ehemalige Mitarbeiter dem Werk, dem er oft Jahrzehnte seines Arbeitslebens gewidmet habe, innerlich verbunden bleibe, gleichgültig ob man nun schöne oder schwere Stunden in Erinnerung behalten habe.

IG-Metall-Sekretär Heinz Schmidt, als ehemaliger BR-Vorsitz der Presswerke seinen alten Kollegen noch immer verbunden, sprach davon, daß das heutige Arbeitstempo an den Pressen und Maschinen das Produktionspensum erhöht und damit das Verhältnis der Mitarbeiter zueinander nicht gerade günstig beeinflußt habe. Ein Gefühl der Zusammengehörigkeit könne mitunter nur schwer aufkommen, da recht wenig Zeit für persönliche Kontakte bleibe. In der „guten alten Zeit“ seien die einstigen Mitarbeiter des Werks einer derartigen nervlichen Anspannung, wie sie die heutige Arbeit kennzeichne, nicht unterworfen gewesen. Der Preis für die hohe Produktion und den damit steigenden Wohlstand des einzelnen sei also eine überall zu beobachtende, zunehmende Kontaktarmut der Mitarbeiter untereinander.

Es war ein herrliches Wiedersehen, ein Wiedererkennen, ein In-Erinnerungen-Kramen, das die Pensionäre für einige Stunden wieder zusammengeführt hatte. Es war ein Erlebnis, das haften bleibt über die Flüchtigkeit der Stunde hinaus. „Auf Wiedersehen in zwei Jahren.“ Möge dieser mehrfach geäußerte und auch von der Werksleitung aufgegriffene Wunsch für möglichst viele unserer Alten in Erfüllung gehen.



Das Stahlskelett der Sinteranlage: Gegenwärtig entsteht auf dem durch die Ruhrverlegung gewonnenen Hüttengelände der Stahlbau der Sinteranlage, die voraussichtlich Mitte 1961 fertiggestellt sein wird. Sie soll in der Lage sein, monatlich 40 000 t Sinter für unsere Hochöfen zu erzeugen. Im Verlauf des Sinterprozesses werden Feinerze (Korngröße unter 1 mm), die normalerweise schlecht verhüttbar sind, in stückige Form umgewandelt, und dadurch eine wirtschaftliche Verhüttung ermöglicht (vergl. WZ 12/59).



Pensionäre besuchten die Presswerke Brackwede: Werksleitung und Betriebsrat hatten zum 29. Juni die Werksrentner zu einer Besichtigung ihrer einstigen Arbeitsplätze eingeladen, und 70 wackere Werksveteranen — der älteste war 85 Jahre alt — marschierten staunend und tief beeindruckt durch die Betriebe, die sich — verglichen mit dem Bild der Erinnerung — für die meisten von ihnen nicht wenig verändert hatten. In Begleitung von Betriebsräten ging es gruppenweise durch die Werkshallen. Unser Foto entstand in der Elo, gerade als ein Reporter ein Bild für das „Westfalenblatt“ schoß (siehe auch nebenstehenden Bericht). Eine Bildreportage über den Pensionärsbesuch werden wir in der WZ 8/9/1960 veröffentlichen.



Elternsprechtag auf der Hütte: Am 5. Juli hielt die Lehrwerkstatt der Henrichshütte wieder ihren Elternsprechtag ab. Nach Beendigung der dreimonatigen Probezeit wurden die Eltern vom Ausbildungsleiter, den Lehrmeistern und Ausbildern über die bisherigen Resultate ihrer Sprößlinge unterrichtet. Trotz strenger „Siebung“ schon bei der Aufnahmeprüfung erhielten diesmal drei der 70 Lehrlingsaspiranten keinen Lehrvertrag. Unser Foto zeigt drei Ausbildungsleiter Dörner bei der Begrüßung der Eltern, die sich mit Kaffee und Kuchen stärken. Anschließend sprachen die Eltern mit den Ausbildern.

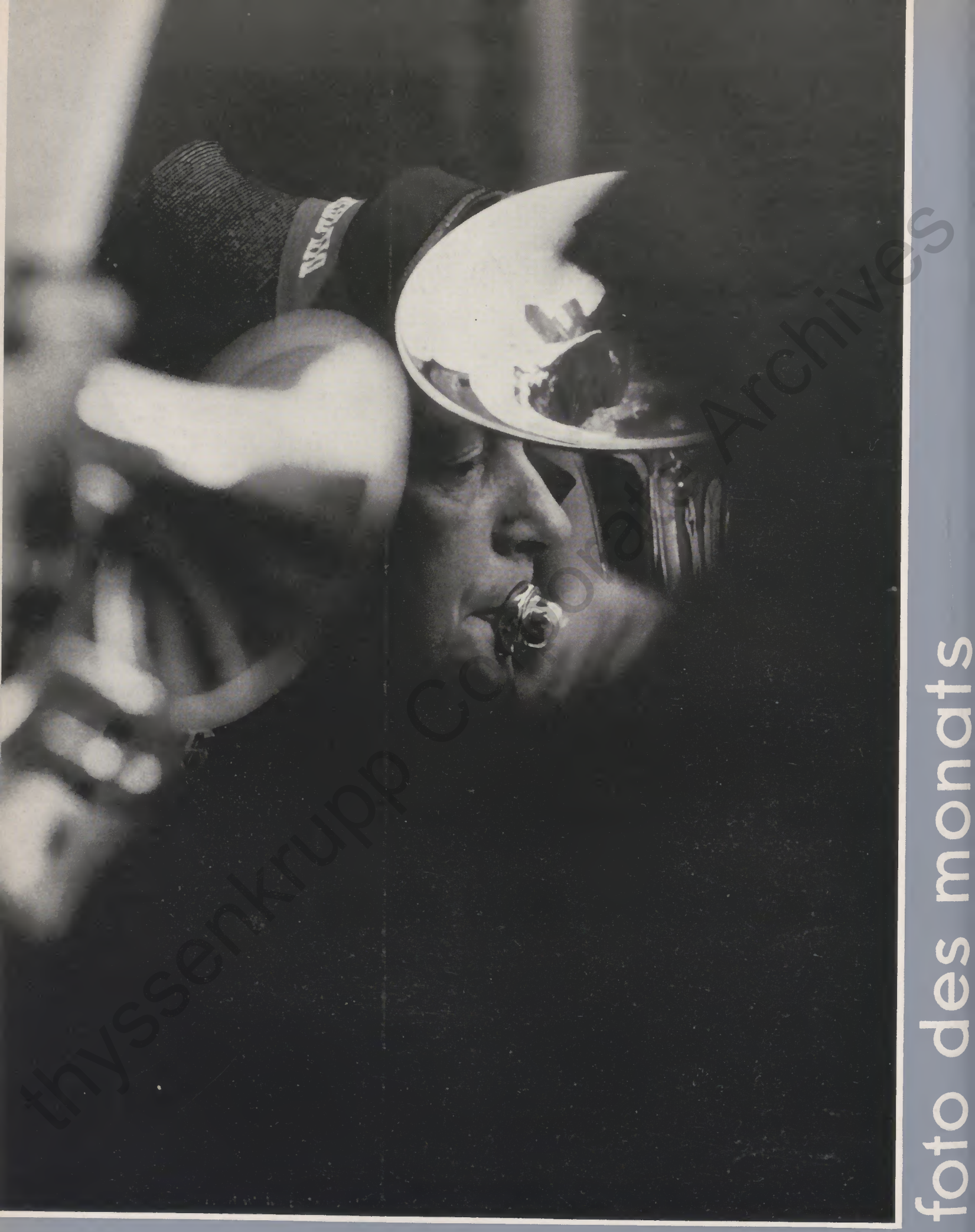


foto des monats